

## K a z e n h a n d l u n g.

Von Victor Blüthgen.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.



„Fräulein Bärchen mit dem Körbchen, was sucht sie denn wohl?  
Sie geht wohl zum Wochenmarkt um Eier und Kohl?“

Hier ist was zu verkaufen, das nehm' sie sich mit.“  
„Was hat sie denn im Kleide, meine liebe Frau Schmidt?“

„Drei Schäglein  
Von Käglein,  
So hatt' ich sie noch nie,  
Schwarzpeterle,  
Ein Käterle,  
Schneeweißchen und Mimi.  
Sie singen,  
Sie springen,  
Gebildet sind sie ganz,  
Sie häkeln schon  
Und räkeln schon  
Und wackeln mit dem Schwanz!“

„Was sie sagt! Ei der tausend! Was kostet denn eins?“  
„Zehn Pfennig, Fräulein Bärchen, darunter giebt's keins.“  
„Zehn Pfennig? Ei das wäre! Sie ist wohl nicht klug!  
Im Mai, in vier Wochen, giebt es Käpchen genug:  
Drei Duzend für'n Pfennig, das Stück für'n „Ich bitt'“ —  
Behalt sie ihre drei nur, meine liebe Frau Schmidt.“

## S t o r c h u n d B ü b c h e n.

Von

Georg Lang.



Aum wird es kalt, so ziehst du fort,  
Herr Storch, mit deinen Kindern.  
Könnst' ich wie du von Ort zu Ort,  
Möcht' auch nicht überwintern.“

Ei, hört mir doch das Bublein da!  
So rief der Storch mit Lachen,  
Was wolltest du in Afrika  
So ganz allein denn machen?

Da ist dir nicht der Fisch gedeckt  
Wie hier bei deiner Mutter;  
Und was den Störchen trefflich schmeckt,  
Wär' dir ein schlechtes Futter.

Da sind die Menschen braun gebrannt,  
Du sähst sie nur mit Schander;

Nicht Einer in dem heißen Land  
Verfünde dein Geplauder.

Und wolltest du im klaren Nil  
Der Hitze dich erwehren,  
So käm' wohl gar ein Crocodil  
Und wollte dich verzehren! —

„Genug! es wird mir angst und bang,  
Herr Storch, ich bleib' nun gerne  
Dahem den ganzen Winter lang  
Und will nicht in die Ferne.“

Und hätt' ich überhaupt gewußt,  
Wohin dein Weg dich führet,  
Ich hätte nimmer Reiselust  
Nach Afrika verspüret.“

## Ein Windspiel als Vermittler.

Erzählung von J. Stielner.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



**N** dem geräumigen, mit Büchern, Kupferstichen und Bildern reichgeschmückten Arbeitszimmer eines der bedeutendsten Buchhändler von Paris saßen am hellflackernden Kaminfeuer zwei Männer behaglich im freundschaftlichen Gespräche. — Der eine, wohl schon nahe an den Sechzigern, ein rüstiger, stattlicher Mann von ernstem, ja etwas finstern Aussehen, war Bonneval, der Chef des Hauses, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit und musterhafter Ordnung im Geschäfte. Wohlmeinend aber streng gegen seine Untergebenen, oft heftig und barsch, war er darum von ihnen nicht minder gefürchtet als geachtet. Der andere, ihm gegenüber sitzend, aus dessen feinen, edlen Zügen unendliches Wohlwollen sprach, war der Dichter Jean Pierre Claris de Florian, einer der vorzüglichsten und liebenswürdigsten französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts und einer der edelsten Menschen, die je gelebt haben.

Florian hatte soeben seinem Buchhändler den letzten Bogen des Manuscriptes seines neuesten Werkes, Numa Pompilius, zweiter König von Rom, überbracht, von welchem bereits die ersten gedruckt und mit großem Beifall aufgenommen waren. Während sie sich hierüber besprachen, trat Antonio, der Commissionär des Hauses, in's Zimmer. Er hatte den ganzen Tag über die große Stadt Paris nach allen Richtungen durchwandert, um die Aufträge seines Herrn zu besorgen und die Ausstände desselben einzukassiren. — Antonio zögerte, als er Florian erblickte. „Lassen Sie Sich nicht stören, Antonio, die Geschäfte gehen vor Allem,“ — rief dieser ihm freundlich entgegen, indem er nach einem neben ihm liegenden Buche griff und darin blätterte, indessen Antonio Bericht erstattete über die erledigten Aufträge und die eingenommenen Summen verrechnete. — „Und die sechshundert Francs?“ — rief Bonneval mit finstrem Blick, als Antonio Miene machte sich wieder zu entfernen. „Herr,“ erwiderte dieser schüchtern, indem er den unbezahlten Schuldschein überreichte, — „der Schuldner bittet dringend um Nachsicht, er —“

Deutsche Jugend. XI.

„Abermals! So laß' ich ihn einklagen,“ unterbrach ihn Bonneval zornig. —

„Ach, Herr, der Mann ist seit drei Monaten krank, hat Frau und vier Kinder, die er mit seiner Hand ernähren soll, und kann nun nichts verdienen.“ —

„Thut mir leid,“ fuhr der Buchhändler, schon etwas milder gestimmt, fort, „aber im Geschäfte muß Ordnung sein.“ —

„Wer ist der Mann, dessen Sie Sich so warm annehmen, Antonio?“ fragte theilnehmend Florian, indem er das Buch weglegte und sich gegen Antonio wandte.

„Es ist ein Künstler aus Languedoc,“ erwiderte dieser lebhaft, „ein Mann von Ehre, nur oft zu leichtgläubig, zu dienstfertig gegen sogenannte Freunde, die ihn dann mißbrauchen.“

„Aus Languedoc, also mein Landsmann im engsten Sinne des Wortes,“ — versetzte Florian; „er ist krank und Familien-Vater? — Gut, ich übernehme die Schuld, — sechshundert Francs, nicht wahr, wenn ich recht gehört habe?“

„Ja, sechshundert Francs,“ erwiderte etwas betroffen der Buchhändler, — „es ist eine Anleihe, die er mittelst Anweisung auf den Inhaber gemacht hat und die an Zahlungsstatt in meine Hände kam; ich selbst kenne den Mann gar nicht.“ —

„Wohl denn, so schreiben Sie die sechshundert Francs von der Summe ab, welche ich als Honorar für meinen Numa von Ihnen zu erhalten habe, lieber Bonneval.“

„Wie Sie befehlen; ich werde demnach die Anweisung auf Ihren Namen umschreiben, quittiren und Ihnen allsogleich übergeben.“

„Nein, keineswegs, ich will den Schuldner gar nicht kennen, und auch er soll meinen Namen nicht erfahren,“ sprach Florian weiter, „es genügt mir, daß er Familien-Vater, hilfsbedürftig und überdieß mein Landsmann ist. Behalten Sie die Schuldverschreibung in Händen, lieber Bonneval; — bezahlt der Schuldner, — gut, so werden Sie es mir sagen; bezahlt er nicht, — auch gut; nur geben Sie mir Ihr Wort, ihn niemals zu mahnen.“ — Bei diesen Worten erhob sich Florian, reichte freundlich dem Buchhändler die Hand zum Abschied, und rief ihm unter der Thüre nochmals zu: „Vergessen

Sie nicht, daß mein Name verschwiegen bleiben muß.“ —

Mit einem dankbaren Blicke begleitete Antonio den edlen Dichter, der ihm selbst eine Sorge vom Herzen genommen hatte; — mehr wagte er nicht auszusprechen.

Florian, geboren den 6. März 1755, war der Sohn eines hochgeachteten, aber wenig bemittelten Edelmanns in den Ebenen; seine Mutter, eine Spanierin, verlor er, bevor er das erste Jahr zurückgelegt hatte. Doch bewahrte er ihr zeitlebens ein zärtliches Andenken, und versicherte oft, daß der Schmerz, sie nicht gekannt zu haben, einen Schatten auf sein ganzes Leben werfe. Aus Liebe für sie lernte er mit großem Eifer spanisch, und seine Uebersetzungen spanischer Dichterwerke sind noch immer unübertroffen. Von seinem Vater frühe zum Militär bestimmt, kam er in das Regiment des edlen Herzogs von Penthièvre, eines Fürsten, welcher durch die ausgezeichneten Eigenschaften des Charakters vielmehr noch als durch seine glänzende Stellung und seinen Reichthum im höchsten Ansehen stand.

Der Herzog hatte kaum den jungen Offizier kennen gelernt, als er große Zuneigung für ihn empfand, und je mehr er dessen seltene Begabung erkannte, desto lebhafter wurde der Wunsch, ihn ganz in seiner Nähe festzuhalten. Er bot ihm die Stelle eines Hofcavaliers in seinem Hause an, in seinem Herzen hatte er ihm längst die Stelle eines Freundes zugewendet, und Florian nahm mit Freuden das Anerbieten seines Gönners an. Sein Dienst ließ ihm für seine schriftstellerischen Arbeiten hinreichend Muße und Unabhängigkeit, und der Gehalt, den er vom Herzoge bezog, reichte für seine Bedürfnisse so vollkommen aus, daß der Ertrag seines Fleißes ganz der Wohlthätigkeit gewidmet war. — Florians Werke, wenn auch jetzt nicht mehr so viel gelesen wie früher, haben durch die Schönheit der Sprache, durch die tiefe Innigkeit und Reinheit der Empfindung gewiß einen bleibenden Werth für alle Zeiten. Wie sehr aber wird derselbe noch dadurch erhöht, daß diese Geisteswerke zugleich zu thätigen Liebeswerken für seine leidenden Mitmenschen sich gestalteten. Wie viele Thränen wurden durch sie getrocknet, wie viele Waisen unter sicherer Obhut zu guten, glücklichen Menschen erzogen, wie mancher Kranke gelabt, wie manche hilflose Wittwe oder irgend ein in Noth gerathener Familien-Vater getröstet. Florian that dieß, so viel nur immer möglich, im Stillen, ohne gekannt sein zu wollen, was ihm dadurch auch häufig gelang, daß er es war, dem der Herzog die reichen Spenden,

die er täglich an Bedürftige verabreichte, größtentheils zur Vertheilung übergab. So war es denn fast immer der Herzog, in dessen Namen Florian auch seine eigenen Gaben verabreichte. Wie groß auch die Summen waren, die aus der fürstlichen Kasse flossen, — die Armuth ist ein unergründliches Meer, und so blieb dem edlen Dichter immer noch Gelegenheit genug, mit den eignen Ersparnissen Wunden zu heilen. —

Vier Monate waren verflossen seit jenem Abende, und Florian hatte die Anweisung und die sechshundert Francs gänzlich vergessen. Nicht so aber sein Schuldner, Queverdo, ein sehr talentvoller junger Künstler, der sich als Kupferstecher bereits einen ehrenvollen Ruf erworben hatte. Nichts ahnend von Florians großmüthiger Vermittlung, glaubte er sich noch in der Schuld des Buchhändlers. Kaum von einer schweren und langwierigen Krankheit so weit genesen, daß er sein Zimmer verlassen konnte, suchte er denselben auf, um ihm für die geschenkte Nachsicht zu danken, zugleich aber auch, ihn um abermalige Verlängerung zu bitten, da seine erschöpften Kräfte ihm noch gar wenig zu arbeiten erlaubten. In einem halben Jahre aber wolle er gewissenhaft Kapital und Zinsen erstatten. — „Beruhigen Sie Sich, mein Herr,“ erwiderte Bonneval, „ich freue mich Ihnen sagen zu können, daß Sie mir nichts mehr schulden, da Ihre Anweisung bereits vor vier Monaten eingelöst wurde.“

„Wie, und von wem?“

„Von Jemand, der nicht genannt sein will und der Ihnen Frist giebt, so lange Sie wollen. Ja, das ist ein bequemer Gläubiger, ich möchte fast wetten, er hat die ganze Sache schon längst vergessen,“ setzte lächelnd Bonneval hinzu.

„Aber Sie begreifen,“ erwiderte Queverdo mit bewegter Stimme, während eine tiefe Röthe sein erst so blaßes Antlitz überflog, „Sie begreifen, daß ich als Künstler und Mann von Ehre einen solchen Liebesdienst, wie sehr ich ihn auch zu schätzen weiß, von einem Unbekannten nicht annehmen kann. Ich bitte Sie daher dringend, mir meinen Wohlthäter zu nennen.“ —

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß er mir dieß ausdrücklich verboten hat.“

„Nun, so zwingen Sie mich, mein letztes Kleinod, ein kleines, kostbares Bild, an dem ich mit ganzem Herzen hänge, zu veräußern, um diese Schuld zu tilgen.“ —

„Das wäre denn freilich ganz und gar gegen seine Absicht,“ erwiderte Bonneval, halb mitleidig, halb ärgerlich. — „Nun, so mögen Sie denn in

Gottes Namen wissen, daß es Florian ist, der Ihre Schuld übernommen hat, und Sich dabei beruhigen, daß er als Ihr Landsmann sich besonders dazu veranlaßt fühlte.“ —

„Florian!“ rief Queverdo sichtbar erleichtert; „ich hätte das eigentlich errathen sollen, obgleich ich ihn nicht persönlich kenne, da ich weiß, daß er schon mehreren meiner Kunstgenossen in ähnlicher Weise ein rettender Engel gewesen. Aber ich werde ihn kennen lernen, und er soll es erfahren, daß er seine Großmuth an keinen Unwürdigen verschwendet hat.“ —

Mehrere Monate waren inzwischen wieder vergangen, und Queverdo war noch immer außer Stand seine Schuld zu tilgen. Florian arbeitete damals an seinen Novellen, die, wenn auch nicht zu den bedeutendsten, so doch zu den lieblichsten und besten Erzeugnissen seines Talentes gehören. Er hatte eben die erste derselben, Claudine, beendet und gern dem Wunsche des Herzogs entsprochen, dieselbe Abends, in einer eigens dazu gebetenen Gesellschaft, vorzulesen, da es ihm von Bedeutung war, den Eindruck zu beobachten, welchen sein Werk auf diesen ausgewählten Kreis edler Menschen hervorbringen würde. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Alles drängte sich um den so hochverehrten Dichter, ihn mit Lobsprüchen und Glückwünschen überhäufend. Vor Allem aber erfreute ihn der warme, aufrichtige Beifall seines edlen Fürsten und der beiden jugendlichen Fürstinnen, die den Mittelpunkt des kleinen Hofes bildeten, der Tochter des Herzogs von Penthièvre und seiner Schwiegertochter, der schönen und tugendhaften Prinzessin von Lamballe, der treuesten Freundin der unglücklichen Königin Marie Antoinette. Unter den Zuhörern befand sich auch ein junger Page des Herzogs, Alfons, der an jenem Abend den Dienst hatte und demzufolge hinter dem Stuhle seines Gebieters stehend, der Vorlesung beiwohnte. Mit Aug' und Ohr lauschte er derselben, kein Wort ging ihm verloren; tief rührte ihn Claudinens Unglück, er wünschte nur ihr beistehen und den Verräther bestrafen zu können, der so viel Jammer über sie gebracht. Immer hatte er Florian, wie Jeder, der den edlen Mann näher kannte, innig verehrt; nun aber steigerte sich dieses Gefühl zu einer wahren Begeisterung; er konnte kaum etwas Andres denken und reden, und wohin er kam, erzählte er von jener Vorlesung, die er fast wörtlich wiederholte. Auch Florian nahm warmen Antheil an seinem jungen Freund und Verehrer, der mit dem heitern Jugendmuth ein tief inniges Gefühl und ein kindlich reines Gemüth verband. Alfons hatte seine Aeltern verloren,

der Vater war auf dem Schlachtfeld gefallen, die Mutter frühe gestorben; sein einziger noch lebender Verwandter war ein alter pensionirter Oberst, der ein kleines Häuschen ganz nahe bei dem Palaste des Herzogs besaß und bewohnte. Er war ein großer Kunstfreund und Kenner; alles was er erübrigen konnte, wurde zum Ankauf von Bildern und andern Kunstgegenständen verwendet. Bei diesem brachte Alfons jede freie Stunde zu; er half ihm seine Bilder aufhängen und putzen, seine Kupferstiche ordnen, und war zu allen kleinen Diensten bereit, da er selbst große Freude an dessen Kunstschätzen hatte, was ihm denn ganz besonders die Liebe des alten Herrn gewann. Meistens kam er mit Florians Hund, einem schönen Windspiel Diana genannt, das fast sein steter Begleiter bei allen Ausgängen war und dem er alle möglichen Kunststücke lehrte, weshalb denn auch das kluge Thier dem jungen Page nach seinem Herrn am meisten zugethan wurde. So kam er denn auch wenige Tage nach jenem Abende mit Diana zu dem Oheim, als Queverdo bei demselben eintrat, ein kleines aber sehr werthvolles Bild von Velasquez unter dem Arm tragend, welches er dem alten Obersten zum Kaufe anbot. Dieser betrachtete es einige Zeit, erklärte es freimüthig als ein wahres Juwel und fragte nach dem Preise. „Zu jeder andern Zeit,“ sprach Queverdo, „hätte ich es nicht unter hundert Ducaten hergegeben, — bezahlen Sie mir heute die Hälfte, so sollen Sie es haben.“ — Diese letzten Worte sprach Queverdo mit bewegter Stimme, und konnte nicht verhehlen, wie schwer es ihm würde, sich von dem kostbaren Bilde zu trennen. —

„Aber, wie kommen Sie auf den Gedanken,“ versetzte der Oberst, „ein Bild, das Ihnen so lieb ist, um den halben Werth herzugeben?“ —

„Freilich nur unter dem Drucke der äußersten Nothwendigkeit,“ erwiderte der Künstler. Er erzählte nun, wie eine langwierige Krankheit seine Kräfte und seine Geldmittel erschöpft hatte, so daß er nur mit Mühe den nöthigen Unterhalt für sich und seine Familie erwerben, unmöglich aber trotz aller Anstrengung und Sparsamkeit den Betrag seiner Schuld an Florian erübrigen konnte, dessen Großmuth ihn doppelt verpflichtete dieselbe endlich abzutragen.

„Wie, Florian ist es, dem Sie die sechshundert Francs schulden,“ rief lebhaft der Page, „und um dessentwillen Sie Sich ihres kostbaren Bildes entäußern wollen? Ach, thun Sie das nicht, mein Herr, Sie wissen nicht, wie sehr ihn das Opfer betrüben würde, das Sie bringen wollen. Erlauben Sie mir mit dem edlen Dichter darüber zu sprechen,

und ich bin überzeugt, daß er Ihnen Aufschub gewährt, so lange Sie wünschen."

"Nein, nein," erwiderte Queverdo, "nicht nur um meines edlen Wohltäters, auch meiner eigenen Ruhe willen muß die Schuld endlich getilgt werden, und ich habe leider keine Aussicht, dies auf andre Weise zu erreichen."

Alles schwieg einen Augenblick, es schien als ob Jedes auf einen rettenden Ausweg säume. Nach einigen Sekunden nahm Alfons wieder das Wort, um Florians Herzengüte und Edelmut zu rühmen und mehrere Beweise davon mitzutheilen; man sprach auch von seinen Werken, und Alfons erzählte, daß demnächst eine

Sammlung Novellen von ihm erscheinen würde, welche seinen Dichterruhm noch erhöhen müßten; er schilderte den glänzenden Erfolg, welchen seine Vorlesung der Claudine in dem ganzen Hofzirkel hervorgebracht hatte, und wiederholte die Erzählung so treu aus dem Gedächtnisse, daß seine beiden Zuhörer ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit

folgten. Als er zu Ende war, ergriff Queverdo seine beiden Hände.

"Sie haben mir Ihre Vermittlung angeboten," rief er mit bewegter Stimme; "wohlan denn, ich nehme sie an, nur in anderer Weise. Wollen Sie mir beistehn, so gelingt es mir vielleicht doch, ohne mich dieses meines kostbaren Bildes zu entäußern, meine Schuld gegen Florian abzutragen, in einer seines großmüthigen Benehmens und meiner unbegrenzten Dankbarkeit nicht unwürdigen Art. Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen," fuhr er fort, "aber wollen Sie Sich heute über acht Tage zur selben Stunde wieder hier einfinden, so sollen Sie alles erfahren." — Bei diesen Worten ergriff Queverdo wieder seinen Velasquez, während ein Strahl von Glück und Freude über sein erst so kummervolles

Antlitz leuchtete. Ein beglückender Gedanke schien ihn ganz zu erfüllen.

Alfons versäumte nicht, zur bestimmten Stunde mit seiner treuen Begleiterin Diana an Ort und Stelle zu erscheinen. — Am folgenden Tage saß Florian in seinem Arbeitszimmer, dessen Thüre nur angelehnt war, und schrieb an seiner zweiten Novelle Cölestine, die sich bereits ihrer Vollendung näherte, als unbemerkt Diana hereinkam, und, als hätte sie ein Bewußtsein von der Wichtigkeit ihrer Mission, sich ihrem Herrn näherte und den Kopf auf die Armlehne seines Stuhles legend, ihn mit den klugen

Augen anschaute, als wollte sie selbst sich derselben entledigen. Mit Erstaunen bemerkte Florian eine kleine Mappe von braunem Leder, nur mit einem Bande am Halse des Hundes befestigt. Er nahm sie ab und öffnete sie. Wie groß war seine Ueberraschung, darin eine fein gestochene Kupferplatte und mehrere sehr gelungene Abdrücke zu finden, worauf er augenblicklich die Hauptscene aus Claudine erkannte. Ausdruck und Stellung der

Hauptpersonen sowohl, als alle Nebenumstände waren so fein und richtig aufgefaßt und so treu wiedergegeben, daß Florian im höchsten Erstaunen ausrief: "Fürwahr, wäre die Zeichnung nach meiner eigenen Angabe gemacht, sie könnte nicht treffender, nicht meiner Vorstellung entsprechender sein. Aber von wem kann das kommen? — Kein Name, und Diana als Botin! — Sollte Jemand aus der Gesellschaft des Herzogs mir wohl diese sinnige Ueberraschung bereitet haben? Nun, das Räthsel wird sich lösen." —

Einige Tage später hatte Florian seine zweite Novelle vollendet und las sie ebenfalls dem Herzoge vor, diesmal aber nur im engsten Familienkreise, und ohne vorhergehende Verabredung. Acht Tage darauf, als er wieder an seinem Schreibepulte saß und arbeitete, kam in gleicher Weise Diana in sein



Zimmer und überbrachte ihm eine zweite, ganz ähnliche Mappe mit einer Kupferplatte und einigen Abdrücken, Cölestine vorstellend, wie sie verkleidet und unter fremdem Namen in das Gefängniß ihres Gatten dringt, ihm Trost und Hoffnung zu bringen. Auffassung und Ausführung des Bildes waren bis ins Kleinste so richtig, treu und vollendet, wie das erste Mal. Florians Erstaunen war aber um so größer, als ja dieses Mal sein Zuhörerkreis nur aus dem Herzoge und den beiden Prinzessinnen bestanden hatte. Sollte der erstere, oder eine von diesen, irgend einem von den Künstlern, welche Zutritt in den fürstlichen Familienkreis hatten, den Auftrag gegeben haben? Es schien ihm kaum denkbar, und doch kannte ja Niemand außer ihnen die Erzählung. — Florian berichtete dem Herzog und den beiden Prinzessinnen den Vorfall, welche sämmtlich sein Erstaunen und den Wunsch, den geheimnißvollen Urheber zu kennen, mit ihm theilten. Alle Hausbewohner wurden befragt, die ganze Dienerschaft vernommen; — aber nicht die leiseste Spur, die zu einer Entdeckung hätte führen können, war zu finden.

Bei der warmen, wahrhaft väterlichen Theilnahme, welche der edle Fürst sowohl der Person als den Werken dieses Dichters zugewendet hatte, war es wohl natürlich, daß er stets die erste Kenntniß von seinen Leistungen erhielt. So hatte denn auch Florian kaum seine dritte Novelle, *Selico*, vollendet, als der Herzog den Wunsch aussprach sie sogleich lesen zu hören.

Die Vorlesung fand in einem Gartenpavillon statt, welcher durch einen kleinen, ausschließlich nur zum eigenen Gebrauche des Herzogs bestimmten Gang mit seinen Gemächern zusammenhing, und zwar nur in Gegenwart des Herzogs und seiner Schwiegertochter, der jungen Fürstin von Lamballe.

Die unverkennbare Rührung und Theilnahme, mit welcher die erlauchten Zuhörer der Erzählung folgten, in der Florian so ergreifend die aufopfernde Liebe und Treue eines edlen Sohnes schildert, waren wohl der schönste Lohn und das höchste Lob, das ihm zu Theil werden konnte.

„Sie haben Sich diesmal selbst übertroffen, lieber Florian,“ rief der Herzog, „das heißt, Sie haben Sich selbst, vielleicht unbewußt, geschildert. Glücklich der berühmte, gefeierte Dichter, von dem man sagen kann, daß er als Mensch doch noch höher denn als Dichter steht, glücklich diejenigen, denen er angehört!“

Mit diesen Worten drückte der Herzog seinem Liebling mit Wärme die Hand, und schritt der Thüre zu, die Florian sich beeilte dem Gebieter zu

öffnen. In demselben Augenblicke aber sprang zur allgemeinen Ueberraschung mit einem Satze Diana durch dieselbe herein, abermals die wohlbekannte Mappe am Halse tragend.

„Wie, hier in diesen Räumen?“ rief Florian betroffen. „Nun lassen Sie uns auch sehen, was der geheimnißvolle Bote diesmal bringt,“ sprach der Herzog, indem er sich wieder setzte, und die Prinzessin einlud ein Gleiches zu thun, während Florian die Mappe öffnete.

„Nein, das gränzt an Zauberei!“ rief dieser im höchsten Erstaunen. „Erst diesen Morgen habe ich den letzten Federstrich an dieser Erzählung gemacht, mit Niemand habe ich darüber gesprochen als mit Ew. Hoheit, und hier liegt das treue Abbild meiner Gedanken vor mir, in Kupfer gestochen in vollendetster Ausführung.“

„Die Sache ist allerdings seltsam genug,“ erwiderte der Herzog, indem er aufmerksam und mit Wohlgefallen die gelungenen Abdrücke betrachtete und die geistvolle Wiedergabe der soeben mit so vielem Interesse vernommenen Dichtung bewunderte. „Indeß,“ fuhr er fort, „glaube ich doch die Spur gefunden zu haben, die uns zur Lösung dieses Räthfels führen könnte. Lassen sie Alfons rufen; ich sah denselben in letzter Zeit sehr häufig in Begleitung Dianens ausgehen, und müßte sehr irren, wenn er uns nicht näheren Aufschluß in der Sache ertheilen könnte.“

Der Page erschien alsobald, und Florian theilte ihm das Vorgefallene mit, das ihm so ganz ungreiflich erschien, so wie die Vermuthung, daß er dabei betheiliget sei, und bat um Aufschluß. Alfons bemühte sich seine Verlegenheit und das ihm anvertraute Geheimniß durch eine scherzhaft ausweichende Antwort zu verbergen; er versicherte, daß, ungeachtet des zwischen ihm und Diana bestehenden Freundschaftsbundes, diese ihm doch noch niemals etwas von ihren Geheimnissen anvertraut habe, daher er außer Stand sei dieselben zu verrathen.

„Genug des Scherzes nun, Alfons,“ rief der Herzog freundlich aber ernst, „alles hat seine Gränzen, Herr von Florian kann und soll nicht länger mehr der Gegenstand dieses räthselhaften Scherzes sein, wie sinnig und liebenswürdig derselbe auch betrieben wird. Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie bei dieser Sache betheiliget sind, sagen Sie uns daher, was Sie davon wissen.“

Da blieb denn freilich dem armen Page kein Ausweg mehr übrig, als Alles zu gestehen. Ausführlich erzählte er den ganzen Hergang der Sache, dabei natürlich auch den ersten Anlaß, Florians Großmuth gegen den ihm ganz unbekanntem Künstler.

Er schilderte das lebhafteste Verlangen Queverdos, dieselbe um jeden Preis zu vergelten, sein Zusammentreffen mit demselben bei dem alten Oheim wenige Tage nach der Vorlesung, die ihm einen so unausslöschlichen Eindruck hinterlassen; wie er geglaubt im Sinne des edlen Dichters zu handeln, indem er dem Schuldner behilflich war seine Schuld zu tilgen, ohne das schmerzliche Opfer seines Kleinodes bringen zu müssen. Da nun der erste Versuch so glücklich gelungen, habe er in den Stunden, wo er wußte, daß Florian bei dem Herzog beschäftigt und er daher nicht in Gefahr war überrascht zu werden, sich in dessen Zimmer geschlichen, die auf seinem Schreibtische liegenden Manuscripte durchgelesen und deren Inhalt dem glücklichen Queverdo so treu als möglich mitgetheilt, der sich dann immer gleich seine Aufzeichnung gemacht und an die Arbeit gesetzt habe.

„Ihren Selico aber,“ fuhr er gegen Florian gewendet fort, „hätten mich fast die Thränen fertig zu lesen gehindert. Wie rührend schildern Sie die Liebe und die Opfer, die man einer Mutter schuldet; wie schmerzlich fühlte ich da, daß mir dieses Glück verfaßt ist.“

„Auch mir, lieber Alfons,“ erwiderte bewegt der Dichter, indem er den Jüngling in seine Arme schloß.

„Nun, lieber Florian,“ sprach der Herzog, indem er demselben freundlich die Hand auf die Schulter legte, „Sie müssen eben diesen lebenswürdigen Betrug dafür annehmen, daß auch Sie immer Ihre Wohlthaten mir unterschreiben. Sie aber, Alfons,“ sprach er, eine strenge Miene annehmend zu dem Pagen, „Sie haben sich einer sträflichen Kühnheit schuldig gemacht, indem Sie Herrn von Florians Papiere in dessen Abwesenheit und ohne sein Wissen durchlasen. Ich kann dieß in meinem Hause nicht ungeahndet geschehen lassen, und erkläre Ihnen hiemit, daß Sie von morgen an aus meinem Dienste entlassen sind, um —“

Schon machten Florian und die Prinzessin eine Bewegung gegen den Herzog, um den strengen Urtheilspruch durch eine Fürbitte abzuwenden, als dieser lächelnd hinzufügte: „um als Junker in mein Regiment einzutreten, wo auch ferner meine Aufmerksamkeit auf Sie gerichtet sein wird. Ehe Sie aber wieder zu Ihrem Freunde Queverdo gehen, kommen Sie zu mir, um meine Aufträge entgegen zu nehmen.“

Nach diesen Worten entfernte sich der Herzog mit der Prinzessin. Alfons, dem Freude und Ueberraschung im ersten Augenblicke die Sprache geraubt hatten, küßte knieend die Hand des gütigen Fürsten, an dem er einen zweiten Vater gefunden hatte.

„Nun gilt es, lieber Alfons,“ sprach Florian, als sie allein waren, „unsrem Freunde Queverdo auf eine zarte Weise die Entdeckung mitzutheilen und ihn an unsrer Freude theilnehmen zu lassen. Sie werden mir Ihre Hilfe nicht versagen, deren ich dazu bedarf. Ich eile zu meinem Buchhändler, um die Anweisung auf meinen Namen umschreiben zu lassen; sie ist mir vor allem nöthig; in einer Stunde längstens bin ich zurück; wollen Sie bis dahin auf mein Zimmer kommen, wo ich Ihnen dann meinen Plan mittheilen und alles Weitere mit Ihnen besprechen möchte.“

Am folgenden Tage, als Queverdo in seinem bescheidenen Stübchen, umgeben von seiner zahlreichen Familie, bei der Arbeit saß, hörte er ein leises Pochen, und als die Thüre geöffnet wurde, sprang Diana herein, die so oft sein Gast gewesen, immer gern gesehen und geliebkostet worden war — an dem Halse die leberne Mappe tragend, in welcher er die erste Kupferplatte nebst den Abdrücken zu Claubine an den Dichter gesendet hatte.

„Was ist das? sollte man mir meine Arbeiten zurückschicken?“ — rief er, und schon empörte sich sein Künstlerstolz bei diesem Gedanken. Mit fiebrighafter Hast öffnet er die Mappe, und findet seine Anweisung und darunter, von Florians Hand geschrieben, die Worte: „Den Betrag obiger Summe von Herrn Queverdo in drei Kupferplatten, — (welche mehr als das Doppelte desselben werth sind), erhalten zu haben, bescheint: Florian.“

„Alles ist entdeckt! der Page hat mich verrathen!“ ruft Queverdo in heftiger Aufregung. Aber sein Erstaunen wächst und sein Aerger ist schnell besänftigt, als er ein zweites Blatt entdeckt, ebenfalls von Florians Hand geschrieben und von dem Herzog selbst unterzeichnet, — seine Ernennung zum Vorstand der reichen Kunstsammlungen des Herzogs, mit viertausend Francs Gehalt und freier Wohnung für ihn und seine ganze Familie im Palaste des Fürsten. Queverdo glaubte zu träumen; er traute seinen Augen nicht, — er las und las wieder; er eilte zu seiner Gattin, ihr das unverhoffte Glück mitzutheilen, er las das Decret seinen Kindern vor, die jubelnd bald den Vater, bald Diana, die Ueberbringerin so froher Kunde, umringten und liebkosten. Sobald aber die erste, fast betäubende Aufregung von Ueberraschung und Freude sich gelegt hatte, kleidete er sich an, um nach dem Palaste Penthièvre zu eilen und Florian aufzusuchen. Alfons, der ihn schon mit Ungeduld erwartete, eilte ihm entgegen, sobald er ihn vom Fenster aus erblickte, um selbst zu berichten, wie Alles so gekommen. „Ich werde

Sie nun gleich Herrn von Florian melden, der zwar eben bei Seiner Hoheit dem Fürsten ist.“ Mit diesen Worten verschwand er eilig in dem nächsten Corridor und kehrte in wenigen Minuten mit der Weisung zurück, Herrn Queverdo gleich in das Cabinet des Herzogs selbst zu führen, der sich freue ihn alsbald kennen zu lernen. Der Fürst empfing den glücklichen Künstler mit jener einfachen, wohlwollenden Herzlichkeit, die ihm alle Herzen gewann. „Ich habe Sie,“ sprach er, „zum Vorstande meiner Samm-

ich auf eine solche Gleichstellung nicht eingehen kann.“ — „Es wäre hier wohl schwer zu entscheiden,“ unterbrach ihn Florian, „wer von uns beiden Grund hätte sich glücklicher zu preisen; durch die erste Einnahme für meinen Numa in den Stand gesetzt, einem ausgezeichneten Künstler, der überdies mein Landsmann ist, einen Liebesdienst zu erweisen, das Glück einer liebenswürdigen und geachteten Familie zu begründen und mir vielleicht dadurch einen Freund zu erwerben.“ —



lungen ernannt, in der Ueberzeugung, daß Sie meine Kunstschätze nicht nur ordnen und überwachen, sondern durch Ihr schönes Talent auch noch vermehren werden. Ich möchte Ihnen deshalb gleich einen Auftrag ertheilen, der desselben gewiß nicht unwürdig ist. Ich hoffe demnächst eine Zeichnung von Ihrer Hand zu sehen, die Herrn von Florian vorstellt, wie er durch Vermittlung seiner treuen Diana die erste Kupferplatte von Ihnen empfängt. Der Gegenstand scheint mir Ihres Griffels würdig, anziehend und ehrenvoll für Sie beide, und soll deshalb durch Ihre Kunst auch der Nachwelt erhalten bleiben.“

„Euer Hoheit,“ erwiderte Queverdo, stellen hier den Wohlthäter und den Schuldner auf eine Stufe; aber das, was Herr von Florian für mich gethan, ohne mich zu kennen, ohne zu wissen, ob ich je im Stande bin etwas zu ersehen, — das steht so hoch über meiner geringen Gegenleistung, daß

„Ja gewiß, einen Freund fürs ganze Leben, der Gut und Blut für Sie zu geben bereit ist,“ rief Queverdo, indem er seinen Wohlthäter in die Arme schloß.

„Sieh hier, mein liebes Kind,“ sprach der Herzog zu seiner Schwiegertochter, der Prinzessin von Lamballe, die eben zu ihm ins Zimmer trat, „sieh hier zwei glückliche Menschen, glücklich nicht nur durch einen günstigen Zufall, sondern in Folge eigenen ehrenvollen Strebens. O möchten doch alle Menschen erkennen, daß Rang, Macht und Reichthum, die so häufig beneidet, so sehnlich begehrt werden, an und für sich nicht im Stande sind, uns nur einen Tag wahren Glückes zu gewähren, sondern daß dasselbe nur allein auf dem wirklichen, inneren Werthe eines Beden, auf einer ächten, wahren Bildung des Geistes und des Herzens begründet werden kann.“ —



Wenige Jahre später brachen die verheerenden Stürme der Revolution über das schöne Frankreich herein; auch dieser kleine Kreis edler Menschen blieb nicht davon verschont. Dem greisen Herzoge war es vergönnt, noch vor ihrem völligen Ausbruche ruhig zu entschlummern und das Schmerzlichste, was ihn hätte treffen können, nicht mehr zu erleben. Das jugendliche Haupt der schönen, ebenso geistreichen als tugendhaften Prinzessin von Lamballe fiel unter dem blutigen Beile des Henkers, weil sie die treueste Freundin ihrer unglücklichen Königin war und blieb. Florian selbst wurde in den Tagen der Schreckensherrschaft ins Gefängniß geschleppt, wo er, ruhig

dem Tode entgegensehend, seinen Wilhelm Tell schrieb. Nachdem die meisten seiner Mitgefangenen schon aus dem Kerker auf das Schaffott geführt worden waren, erhielt er gegen Erwarten nach zweijähriger Haft die Freiheit. Augenblicklich verließ er die Stadt, um ferne von ihren Gräueln in ländlicher Einsamkeit den Rest seiner Tage zu beschließen. Aber seine Lebenskraft war gebrochen, und schon 14 Tage, nachdem er den Kerker verlassen hatte, starb der edle Dichter zu Sceaux, tief betrauert von Allen, die ihn kannten, den 13. September des Jahres 1794.

## Gorm Grymme.

Ballade von Theodor Fontane.

Original-Zeichnung von August von Heyden.



König Gorm herrscht über Dänemark,  
Er herrscht die dreißig Jahr;  
Sein Sinn ist fest, seine Hand ist stark,  
Weiß worden ist nur sein Haar,  
Weiß worden sind nur seine buschigen  
Braun,

Die machten manchen stumm,  
In Grimme liebt er drein zu schau, —  
Gorm Grymme heißt er drum.

Und die Karls kamen zum Feste des Jul,  
Gorm Grymme sitzt im Saal,  
Und neben ihm sitzt, auf beinernem Stuhl,  
Thyra Danebod, sein Gemahl;  
Sie reichen einander still die Hand  
Und blicken sich an zugleich,  
Ein Lächeln in beider Augen stand, —  
Gorm Grymme, was macht dich so weich?

Den Saal hinunter, in offner Hall,  
Da fliegt es wie Locken im Wind,  
Jung-Harald spielt mit dem Federball,  
Jung-Harald, ihr einziges Kind;  
Sein Wuchs ist schlank, blond ist sein Haar,  
Blau-golden ist sein Kleid,  
Jung-Harald ist heut fünfzehn Jahr  
Und sie lieben ihn alleid'.

Sie lieben ihn beid'; eine Ahnung bang  
Kommt über die Königin,  
Gorm Grymme aber den Saal entlang  
Auf Jung-Harald deutet er hin,

Und er hebt sich zum Sprechen, — sein Mantel roth  
Gleitet nieder auf den Grund:  
„Wer je mir spräche:“ „„er ist todt,““  
Er müßte sterben zur Stund'!“

Und Monte gehn. Es schmolz der Schnee,  
Der Sommer kam zu Gast,  
Dreihundert Schiffe fahren in See,  
Jung-Harald steht am Mast,  
Er steht am Mast, er singt ein Lied,  
Bis sich's im Winte brach,  
Das letzte Segel es schwand, es schied, —  
Gorm Grymme schaut ihm nach.

Und wieder Monte. Grau-Herbstestag  
Liegt über Sund und Meer,  
Drei Schiffe mit mattem Ruderschlag  
Rudern heimwärts drüber her;  
Schwarz hängen die Wimpel: auf Brömsebro-Moor  
Jung-Harald liegt im Blut, —  
Wer bringt die Kunde vor Königs Ohr?  
Keiner hat den Muth.

Thyra Danebod schreitet hinab an den Sund,  
Sie hatte die Segel gesehn;  
Sie spricht: „Und bangt sich euer Mund,  
Ich meld' ihm, was geschehn.“  
Ablegt sie ihr rothes Korallengeschmeid'  
Und die Gemme von Dpal,  
Sie kleidet sich in ein schwarzes Kleid  
Und tritt in Hall' und Saal.

In Hall' und Saal. An Pfeiler und Wand  
Goldteppiche ziehen sich hin,  
Schwarze Teppiche nun mit eigener Hand  
Hängt drüber die Königin;

Er spricht: „Es weht wie Schwüle hier,  
Ich will an Meer und Strand,  
Reich' meinen roth-goldenen Mantel mir  
Und reiche mir deine Hand.“



Und sie zündet zwölf Kerzen, ihr flackernd Licht  
Es gab einen trüben Schein,  
Und sie legt ein Gewebe, schwarz und dicht,  
Auf den Stuhl von Elfenbein.

Eintritt Gorm Grynne. Es zittert sein Gang,  
Er schreitet wie im Traum,  
Er starrt die schwarze Hall' entlang,  
Die Lichter er sieht sie kaum;

Sie gab ihm um einen Mantel dicht,  
Der war nicht golden, nicht roth;  
Gorm Grynne sprach: „Was Niemand spricht,  
Ich sprech' es: er ist todt.“  
Er setzte sich nieder, wo er stand,  
Ein Windstoß fuhr durch's Haus,  
Die Königin hielt des Königs Hand,  
Die Lichter loschen aus.

## Von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens in Preußen.

Von

Fedor von Köppen.

Original-Zeichnungen von Waldemar Friedrich.



### V. Die letzten Kämpfe um Marienburg. (Schluß.)

Im Frühjahr 1457 erschien der König Kasimir von Polen mit Heeresmacht in Preußen und hielt unter großem Gepränge seinen Einzug in Danzig. Er hatte viele Truppen, aber wenig Geld mitgebracht. Die Städte des preussischen Bundes mußten selbst den Kaufpreis aufbringen helfen. Da es ihnen an baarer Münze fehlte, so mußten die Kaufleute ihre Waaren, die Frauen ihre Geschmeide und alle Leute ihre Kostbarkeiten dazu hergeben.

Unterdessen war der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen in seiner Burg unwürdiger Behandlung ausgesetzt. Er mußte geschehen lassen, daß ihm nach und nach alle treuen Diener entzogen, daß die Ordensbrüder auf dem Wege zur Kirche von den treulosen Knechten beschimpft und mißhandelt, daß die Kirchenschätze geraubt wurden. In der Nacht vor Pfingsten (6. Juni) langte eine Schaar polnischer Reiter vor der Marienburg an. Am Morgen darauf ließ Ulrich Czirwenka dem Meister bedeuten, daß er jetzt das Haus verlassen dürfe. Von aller Habe war ihm nur gestattet worden, zwei schöne Marienbilder und einiges Kirchengeräth mitzunehmen. Kaum aber war ein Wagen mit diesen Heiligthümern beladen, so öffnete sich ein Pfortlein der Burg und ein Haufen Polen drang mit gespannten Armbrüsten und geschwungenen krummen Säbeln in den Burghof. Einige liefen auf den Wagen zu und plünderten ihn, andere stürmten vor die Kammer des Meisters. Da rettete der Hochmeister nichts als das Leben aus der alten herrlichen Ordensburg und zog weinend mit wenigen Begleitern von dannen.

Am folgenden Tage hielt König Kasimir seinen Einzug in das Ordenshaupthaus und in die Stadt, und ernannte Ulrich Czirwenka, den Verräther seines Herren, zum Oberhauptmann der Burg.

Unter Müheligkeiten und Gefahren erreichte der Meister die getreue Ordensburg Königs. Hier versah er sich mit den nöthigen Reisebedürfnissen und begab sich dann auf den Weg nach Mewe an

der Weichsel, von da noch einmal unter Trauer und Thränen die Gegend überschauend, wo seine verwaiste Marienburg lag. Dann bestieg er eines armen Fischers Kahn, fuhr zur Nachtzeit die Weichsel hinab bis ins frische Haff, und entkam so, ohne den herumsegelnden Danzigern zu begegnen, auf das Ordenshaus zu Königsberg, wo seitdem des Ordens hochmeisterlicher Wohnsitz war. —

Die Nachrichten von dem Verlaufe der Marienburg, der schändlichen Behandlung des Hochmeisters und der Wortbrüchigkeit der Polen riefen bei Allen, in denen noch das Gefühl für Ehre und Treue lebte, die tiefste Entrüstung hervor. Zu diesen gehörte auch der Hauptmann Bernd von Zinnenburg, der mit seinem Fähnlein die benachbarte Ordensburg Stuhm — drei Meilen von Marienburg — besetzt hielt und bis auf den letzten Mann zu halten entschlossen war. Dieser wackere Führer erwog in seinem Sinne, welchen hohen Ruhm derjenige davon tragen würde, dem es gelänge, die Marienburg wieder an ihren rechtmäßigen Herrn zu bringen.

Noch wärmer und inniger lebte der Gedanke von der Befreiung seiner Vaterstadt und des Ordenshaupthauses in der Seele des ehrenfesten Burgenmeisters Bartholomäus Blume. Bei ihm war es nicht Ruhmbegierde, die ihn lockte, nicht der gefeierte Name, der ihn zur That trieb, sondern das schlichte Gefühl für Recht und Billigkeit, die Liebe zur deutschen Herrschaft und das Herz voll deutscher Treue.

In einer dunklen Nacht trieb ihn der Sturm seiner Seele nach Stuhm hinüber, wo er den gleichgesinnten Zinnenburg wußte. Die beiden Männer verstanden sich bei dem ersten Drucke der Hand. Sie entwarfen gemeinsam den Plan, Stadt und Ordenshaus Marienburg dem verhassten Feinde zu entreißen. Nur wenige Getreue wurden in das Geheimniß eingeweiht. Keiner aber ergriff die Idee mit größerem Eifer als der rüstige Keuf von Plauen, der Ordenspittler. In einer der nächstfolgenden Nächte sollte das Unternehmen zur Ausführung kommen.

In der Stadt Marienburg herrschte tiefe Stille. Die eingelagerten Polen hatten sich aus den Wirthshäusern in ihre Bürgerquartiere zur Nachtruhe begeben. Auch die Wache am Marienthore theilte die Ruhe der Uebrigen. Der Burgemeister hatte einige Fässer Wein auf die Wachtstube bringen lassen. Diese waren jetzt leer, und die Mannschaft lag in tiefem Schläfe an und neben den Fässern hingestreckt.

Bernd von Zinnenburg mitten durch die Stadt bis auf den Vorplatz der Burg. Ein Haufe Fußknechte folgte raschen Laufes, ließ sich an Stricken in den Graben hinab und legte Sturmleitern an die Burgmauern.

Die Wächter droben erhoben Kriegsgeschrei. Im Innern der Burg regte sich's, hinter den Zinnen blickten Rüstungen und Armbrüste. Wurfsteine und Pfeile regneten auf die Stürmenden herab.



Auf dem Wallgange schritt der Burgemeister unruhig auf und nieder, blieb zuweilen stehen und horchte gespannt auf jedes Geräusch in der Stadt oder draußen. Jetzt bestieg er den vorspringenden Thurm in der südlichen Festung und spähte in der Richtung nach Stuhm.

Die Glocke der Sanct Johannis Kirche schlug ein Uhr. Von der Landstraße herauf schallte Hufschlag; die Thorflügel sprangen auf und unter lautem Feldruse sprengte ein Fähnlein Reissiger unter

Mit jedem neuen Anlauf mehrten sich die Schwierigkeiten. Der Sturm auf das Schloß mußte eingestellt werden.

Unterdessen hatte ein Theil der Reiter die sämtlichen Stadttore besetzt, die Wachen entwaffnet und die polnische Besatzung der Stadt zur Uebergabe gezwungen. So war die Stadt dem Orden wiedergewonnen; die Burg blieb in der Polen Gewalt.

Von nun an kam es täglich zu Kämpfen zwischen

den Deutschen in der Stadt und den Polen auf der Burg. Auch die Bürger, ermutigt durch das ihnen vorleuchtende Beispiel des wackeren Burgmeisters nahmen an der Bewachung und Vertheidigung ihrer Stadtwälle lebhaften Antheil. Da die Stadt nach der Burgseite offen war, so konnten die Straßen von dem Wurfgeschütz auf den Brustwehren der Burg der Länge nach bestrichen werden. Man durchbrach deshalb die Seitenwände der Häuser, um den Verkehr der Einwohner unter einander zu ermöglichen, und sperrte den Zugang der Hauptstraße gegen die Burg durch eine mächtige Schanze, welche ein „Tarras“ genannt ward. Dennoch war die Stadt übel daran; denn die Polen erhielten Verstärkung und schnitten ihr die Zufuhren ab. Auch gewährte der Tarras keinen ausreichenden Schutz gegen die feindlichen Geschosse, welche bis auf den Markt und in die Laubengänge flogen.

Bern von Zinnenburg und Reuß von Plauen, der Ordenspittler, ritten unterdessen von Burg zu Burg, warben Kriegskleute und betrieben einen allgemeinen Heereszug zur Befreiung des Haupthauses. Aber nicht Viele dachten so ritterlich wie sie. Die fromme Begeisterung, mit welcher die deutschen Ordensritter ehemals um Gottes und der Jungfrau willen in den Streit zogen und ihr Leben einsetzten, war erloschen. Die Führer mußten ihre Zuflucht zu den fremden Söldnern nehmen, welche nur durch die Aussicht auf Beute und Gelbgewinn gelockt wurden und nicht selten im entscheidenden Augenblicke ihre Dienste versagten. Der Hochmeister aber weilt, gebeugt durch die schweren Unglückschläge, gebrochenen Muthes zu Königsberg und besaß nicht mehr die Thatkraft, um die letzten Getreuen für ein gemeinsames großes Unternehmen zu entflammen. So verging ein Monat nach dem anderen, ohne daß der bedrängten Stadt die ersohnte Hülfe kam.

Dagegen zog der Polenkönig mit einem großen Heere vor Marienburg und begann die Belagerung nach allen Regeln. Die Stadt ward eng eingeschlossen. Auf den Hauptwegen wurden Schanzen erbaut und durch Lagerwälle unter einander verbunden, so daß sich rund um die belagerte Stadt eine neue Festung erhob. Das ganze Ufer der Nogat ward mit Donnerbüchsen besetzt und auf dem Flusse schwammen Wachtboote mit Bewaffneten, um auch zu Wasser die Zufuhr zu verhindern. Gegen den Entsatz von außen sicherten sich die Belagerer durch eine zweite Schanzenlinie in ihrem Rücken, deren mächtige Bastionen in das Land hinaus vorsprangen.

Die Noth in der Stadt wuchs mit jedem Tage.

Die Lebensmittel gingen zu Ende; Brot, aus Malz gebacken, bildete fast die einzige Nahrung der Bürger. Die Besatzung hatte seit langer Zeit keinen Sold mehr erhalten und der wackere Bernd von Zinnenburg bereits sein Schwert sammt dem Gürtel an sein Fähnlein verpfändet.

Drei Jahre waren vergangen, seitdem Ludwig von Erlichshausen aus der Burg der Hochmeister vertrieben ward; noch immer hoffte die treue Stadt auf seine Rückkehr. Pfingsten war wieder herangekommen, aber keine Pfingstbäume standen an den Thüren und keine Mairöschchen an den Fenstern: Noth und Elend wohnten unter jedem Dache. Auf dem Kirchhofe sah man eine Menge frischer Gräber und die Hospitäler waren gefüllt mit Kranken. Auf allen Gemüthern lastete wie ein schwerer Druck die gewisse Ueberzeugung, daß der Stadt, wenn die Hülfe nicht bald käme, keine andere Wahl bliebe als Unterwerfung unter den von Nahe erfüllten Feind.

Am Pfingstmorgen meldete der Wächter vom Marienthore, daß ein neues Heer sich im Anzuge auf die Stadt zeige. Der Burgmeister und einige Bürger begaben sich auf ein Eck im Stadtwall, um zu sehen. Im polnischen Lager herrschte lebhafteste Bewegung, als rüstete man sich zum Kampfe. Aus der Ferne zog eine dichte Staubwolke herauf, darüber sah man das Blinken von Helmen und Lanzen spitzen. Aller Augen waren von den Wällen aus auf den sich nähernden Heereszug gerichtet und suchten Freund oder Feind zu erspähen. Ueber der Hauptschaar leuchtete ein mächtiges Banner. Jetzt da der Wind es aufblies, erkannte man deutlich das schwarze, goldumräumte Kreuz auf weißem Grunde.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die Stadt von Mund zu Mund die Nachricht, der Hochmeister stehe mit Heeresmacht nahe vor den Mauern, um das getreue Marienburg zu befreien und wieder in das Ordenshaupthaus einzuziehen. Auf die stumme Verzweiflung der letzten Tage folgte in einem Augenblicke jubelnde Hoffnung. Jung und Alt strömte auf die Wälle, um sich selbst von der Wahrheit der frohen Kunde zu überzeugen. Nur die Schanzwerke des Belagerers trennten noch das Ordensheer von der Stadt. Drüben ordnete der Hochmeister die Seinigen zum Angriff auf die feindlichen Bastionen. Man sah, wie er von Fähnlein zu Fähnlein ritt, vielleicht Befehle austheilend und die Kriegsvölker ermunternd. Alle Herzen klopfen in muthiger Erwartung des bevorstehenden Kampfes. Bernd von Zinnenburg hielt sich bereit, um beim Beginn des Angriffs sogleich mit seinem Fähnlein auszufallen. Aber Stunde auf Stunde verging, der Tag neigte sich

zum Ende und das Heer des Hochmeisters stand noch unverändert auf dem nämlichen Flecke. Vielleicht erwartete der Meister noch Verstärkungen und hatte den Angriff auf den folgenden Tag verschoben; vielleicht hatte der Feind Verhandlungen angeknüpft und sich freiwillig zur Aufhebung der Belagerung erbotten! —

Ein Theil der Einwohner blieb die Nacht über draußen; die Anderen wachten in den Häusern, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung. Sobald der Tag graute, strömte Alles wieder auf die Wälle. Aber so weit man auch spähte, war vom Heere des Hochmeisters nichts mehr zu entdecken. Auf dem Felde, wo es gelagert hatte, rauchte hier und da eine Strohhütte, die beim Verlassen in Brand gesteckt war. Im polnischen Lager war wieder Alles beim Alten, und das feindliche Burgeschütz donnerte heftiger als jemals gegen die Mauern der Stadt. —

Als Ludwig von Erlichshausen mit dem in der Eile aufgebrachten Heere am Tage zuvor den Angriff auf die Bastien bereits beschlossen hatte, waren die Hauptleute der Söldner vorgetreten und hatten für ihre Fähnlein doppelten Sold verlangt; im Falle der Ablehnung weigerten sich die Knechte zu stürmen. Die ungerechte Forderung zu erfüllen, war dem Meister unmöglich. Vergebens beschwor er die Kriegsteile, um der Ehre willen den Kampf anzunehmen. Keine Ueberredung half; die ungetreuen Knechte versagten den Gehorsam und zogen von dannen. Mit wenigen Getreuen nahm der Hochmeister seine Zuflucht auf die Burg Stuhm.

Die letzte Aussicht auf Rettung war für Marienburg geschwunden. Von jetzt an war es nicht mehr die Hoffnung auf Sieg, welche den Muth der Verteidiger aufrecht erhielt, sondern allein der edle Wille, vor den übermüthigen Gegnern Zeugniß abzulegen, daß in dem alten Ordenslande der deutsche Geist noch nicht erstorben war, ob auch der Orden selber wankte. Darum ermahnte Barthelomäus Blume noch jetzt die Bürgerschaft, auszuharren bis ans Ende bei der alten Herrschaft, der alten Ehre in der Treue. Als seine Freunde ihm riethen, sein Leben vor der Rache der Feinde durch heimliche Flucht zu retten, antwortete der unverzagte Mann: „Wie hätte ich Treue von den Bürgern verlangen können, wenn ich in der Stunde der Noth meinem Amte oder meinen Pflichten treulos werden wollte!“

Noch sechs bange Wochen vergingen unter tapferem Ausharren, da bahnte Verrath dem Feinde den Weg in der Stadt. Eines Marienburgers Sohn, der in eines Danzigers Diensten stand, verrieth dem Feinde, daß die Stadtmauer an der Rogat auf

einem großen Bogen ruhte, der leicht durchgraben werden konnte, weil die Mauer hier auf Sandboden ruhte. Als bald fing der Belagerer an die Mauer zu untergraben. Zu gleicher Zeit suchte auch die Besatzung der Burg durch einen unterirdischen Gang, der unter dem Schloßgarten fort bis an die Stadtkirche führen sollte, in die Stadt zu gelangen. Andere Theile des Mauerwerkes waren bereits durch Geschütz und Mauerbrecher niedergelegt, so daß die Stadt jeden Augenblick den Sturm zu erwarten hatte. Schon war den Einwohnern angekündigt worden, daß sie nach Erstürmung der Stadt keine Gnade zu erwarten hätten und daß die Sieger keinen Stein auf dem andern lassen würden.

In dieser äußersten Gefahr begab sich eine Gesandtschaft der Bürger zum Statthalter des Königs auf der Burg, übergab ihm die Schlüssel der Stadt und bat um Gnade für ihre Mitbürger. Am folgenden Tage (7. Aug. 1460) zogen die Sieger in die Stadt und empfingen die Huldigung für den König von Polen.

Dem Burgmeister Barthelomäus Blume blieb der Eid für den neuen Herrn erspart. Mit ungebeugtem Muth erwartete der felsenfeste Mann im Gefängnisse den Spruch des Gerichts, welches der rachedurstige Sieger am Tage der Huldigung über ihn halten ließ. Die unwandelbare Treue, mit welcher er als Deutscher an seiner deutschen Herrschaft festhielt, ward ihm von seinen Gegnern zum Verbrechen angerechnet. Von demselben Thurme, von dem er so oft nach Entsatz und Hülfe ausgeblickt, sah er am Morgen des 8. August noch einmal segnend auf seine Vaterstadt herab und kniete dann nieder zum letzten Gebete. Bald darauf verkündete die Glocke vom St. Johannisthurme mit dumpfen, zitternden Schlägen, daß der von Allen geliebte und verehrte Mann, ihr langjähriger Burgemeister, mit dem Schwerte gerichtet worden.

Sechs Jahre noch dauerte der Krieg unter Verwüstungen und Verheerungen fort. Nur mit dem Aufgeben seiner Selbstständigkeit vermochte der Orden den Frieden zu erkaufen, der endlich (19. Okt. 1466) zu Thorn abgeschlossen wurde. Alles Land im Westen der Weichsel, auf der Ostseite aber die Marienburg, das Kulmer Land und andere große Gebietstheile mußte der Orden an Polen abtreten. Für den übrigen Theil des alten deutschen Ordenslandes (Ostpreußen) mußte der Hochmeister dem Könige von Polen als seinem Oberherren den Eid der Huldigung leisten. Die Macht und Herrschaft des Deutschen Ordens in den Ostseeländern war für immer gebrochen.

Das Ende des Ordens.



an der alten Ordensherrlichkeit auf der Marienburg war das Hochmeisterthum in Königsberg nur noch ein Schatten. Drückend empfanden die Hochmeister ihre Abhängigkeit von dem polnischen Lehnsherrn, dem sie zu Tribut und Heeresstellung im Kriege verpflichtet waren. Im Jahre 1510 wählte der Orden den Markgrafen Albrecht von Ansbach und Bayreuth aus dem Hause Hohenzollern zu seinem Hochmeister, in der Hoffnung, daß dieser junge stolze Herr dem Könige von Polen den Lehnseid verweigern und von Seiten seiner nahen Anverwandten, der Kurfürsten von Brandenburg, sowie anderer deutscher Reichsfürsten Unterstützung gegen Polen finden würde.

In der That ließ es Albrecht wegen des Lehnseides zu neuem Kriege mit Polen kommen (1519), aber die gehoffte Unterstützung blieb aus und seine Waffen wurden nicht vom Glücke begünstigt. Nachdem das Land zwei Jahre hindurch die Leiden des Krieges ertragen, sollte ein vierjähriger Waffenstillstand den dauernden Frieden einleiten. Der Hochmeister reiste unterdessen nach Deutschland, um hier für das Beste des Ordens zu wirken.

In Deutschland hatte um diese Zeit die große geistige Bewegung ihren Anfang genommen, welche unter dem Namen der Reformation bekannt ist und welche die Abschaffung vieler Mißbräuche auf kirchlichem Gebiete und die Wiederherstellung des reinen christlichen Glaubens zum Ziele hatte. Die neue

Lehre, die vom Herzen Deutschlands ausging, drang auch bis in jene östlichen Gegenden, denen vor drei Jahrhunderten erst das Licht des Christenthums zu dämmern begonnen, und fand dort in vielen frommen Herzen begeisterte Aufnahme. Bei dem frischen Streben des Geistes, das sich mit der Reformation allenthalben regte, verloren die mittelalterlichen Einrichtungen des Deutschen Ordens ihre Bedeutung völlig. Die Ordensbrüder hatten ihre hohe Aufgabe als Vorkämpfer des Christenthums unter den heidnischen Preußen längst erfüllt. Die Ordensregeln wurden von ihnen selbst nicht mehr befolgt und der weiße Mantel im Lande kaum noch geachtet. Die einst so herrliche Schöpfung des Deutschen Ordens erschien jetzt bei dem Blühen und Treiben der neuen Zeit gleich einer Ruine von bröckelndem Gestein.

Der Hochmeister Albrecht, welcher der neuen Lehre von Herzen zugethan war, ging nun den berühmten Doctor Martin Luther in Wittenberg um Rath an, auf welche Weise er den Orden mit neuer Lebenskraft erfüllen könne. Dieser aber rieth ihm, daß er das Ordensland in ein weltliches Fürstenthum verwandeln, daß er — unter Aufgebung der veralteten Ordensregeln — eine Hausfrau wählen, einen Herd gründen und die reine Lehre des Evangeliums als Landesvater unter seinen und seiner Nachkommen Schutz stellen möge.

Der schlichte Rath des verständigen Mannes fiel gewichtig in die Brust des Hochmeisters. Der Lehnseid, den zu leisten er als Hochmeister sich nicht entschließen konnte, dächte ihn weniger drückend, wenn es ihm gelang, die Macht des Landesherrn durch Vererbung in seinem Hause auf die Dauer zu befestigen und auf diese Weise wenigstens die Reste des alten Ordenslandes, die sonst wohl unvermeidlich der polnischen Herrschaft und dem Slaventhum anheimgefallen wären, für die deutsche Herrschaft und deutsche Art zu retten.

Die Friedensverhandlungen mit Polen führten jetzt rasch zum Ziele, und nachdem auch die preussischen Stände ihre Zustimmung erklärt hatten, erschien der bisherige Hochmeister Albrecht von Hohenzollern in Krakau vor dem König Siegmund von Polen, huldigte ihm als seinem Lehnsherrn und empfing darauf den östlichen Theil des ehemaligen Ordenslandes Preußen als weltliches Herzogthum für sich und seine Nachkommen zu Lehn (10. April 1525).

Da Herzog Albrecht nur einen Sohn, Albrecht Friedrich, besaß, so erlangte später (1569) auch sein Vetter, Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, die Mitbelehnung in Preußen. So geschah

es, nachdem jener Albrecht Friedrich kinderlos gestorben (1617), daß Ostpreußen mit den Brandenburgischen Staaten unter einer Herrschaft vereinigt wurde. Die Kurfürsten von Brandenburg waren seitdem unter polnischer Lehnshoheit zugleich Herzöge von Preußen. Ein späterer Hohenzollernscher Regent, welchem die Geschichte den Beinamen des Großen Kurfürsten gegeben hat, fühlte sich stark genug, um auch die polnischen Lehnssessel zu zerreißen und sich zum alleinigen Oberherrn zu erheben (1660). Als sein Nachfolger Friedrich III. sich die Königskrone aufs Haupt setzte (1701), wurde der Name Preußen auf die gesammten unter seinem Scepter vereinigten Staaten übertragen.\*)

Viel längere Zeit mußte das im Thorner Frieden abgetretene Westpreußen die polnische Fremdherrschaft ertragen. Nur zu bald erkannten seine Bewohner, daß mit dem Wechsel der Herrschaft sich ihr Loos nicht gebessert hatte. Sie sahen mit Verachtung auf die unmordentliche polnische Wirthschaft und blieben im Herzen Deutsche, obgleich statt des schwarzen Ordenskreuzes jetzt der weiße Adler Polens über ihren Thoren zu sehen war. Als das polnische

\*) Kurfürst Friedrich III. (als König „Friedrich I.“) nannte sich nach Annahme der Königskrone nicht nach dem Brandenburgischen Stammlande, — weil dieses ein deutsches Reichsland war und er als Reichsfürst unter dem deutschen Könige nicht gleichfalls eine deutsche Königskrone tragen konnte, — sondern nach seinem Herzogthum Preußen, welches damals nicht zum Deutschen Reiche gehörte. Er nannte sich aber auch nicht König von Preußen, sondern König in Preußen, weil Westpreußen noch zu Polen gehörte. Erst Friedrich II. der Große nahm nach der Erwerbung Westpreußens den Titel „König von Preußen“ an.

Reich durch seine eigene Schwäche mehr und mehr in Verfall gerieth, als mächtige Nachbarn Theile des polnischen Gebietes sich aneigneten, da nahm König Friedrich der Große als Erbe des Deutschen Ordens auch Westpreußen in Anspruch (1772).

Mit den ältesten Gebieten des ehemaligen Ordenslandes lehrte nun auch die Marienburg unter deutsche Herrschaft zurück. Freilich, die alte Hochmeisterburg bot damals ein trauriges Aussehen. Nach der Uebergabe an Polen hatten polnische Statthalter dort ihren Sitz aufgeschlagen, dann war sie zu einem Fabrikgebäude und endlich zu einem Kornspeicher herabgewürdigt worden. Spätere Könige von Preußen — Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. — wandten auch der Marienburg ihre Fürsorge zu, unter der Mitwirkung aller Stände, Städte und Kreise der Provinz Preußen gelang es, einen großen Theil des alten Prachtbaues, die sogenannte mittlere Burg, in würdiger Weise wiederherzustellen und dieses großartige Denkmal aus der Geschichte des Deutschen Ordens für die Nachwelt zu erhalten.

So erhebt sie sich jetzt in alter Herrlichkeit. Von der Mauernische des Gotteshauses blickt leuchtend das Bildniß der heiligen Jungfrau auf das Land herab, und wer die hohen Säule und Gänge des Schlosses durchwandert, dem wird in diesen Räumen die Vergangenheit wieder zur Gegenwart. Er meint, den hohen Gestalten der Gebietiger in weißen Mänteln mit schwarzem Kreuze noch heute dort begegnen zu müssen, und in vorüberziehenden Bildern belebt sich ihm die Kunde von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens.

### Sprüche von Friedrich Güll.



Gott will zu seinem Haus dich jeden Morgen  
locken,

Drum halt vom Thurm so hell der Chor der  
Morgenglocken.

Ein Wurf in's Wasser zirt weithin die Wellen-  
kreise,

Und ähnlich wirrt ein Wort ringsum in seiner  
Weise.

Tritt durch die Vorderthür der Fleiß in's arme Haus,  
Zieht bald der Mangel durch das Hinterpförtchen aus.

Strebst du nicht stets empor, rasch geht's mit dir hinunter,  
Denn daß du schweben bleibst, geschieht für dich kein Wunder.

Im düstern Tannenwald wie heiter grünt die Birke,  
Für's ernste Leben merkt' dir das — und freudig wirke.

Zu dreien Tagen wächst vollkommen aus der Schwamm,  
Und ein Jahrhundert braucht der Baum zu seinem Stamm.

Der Fruchtbaum neigt sich tief ob seiner Früchte Last,  
Du beugst dich nicht, weil du nicht Frucht getragen hast.



## Von den Göttern der Germanen.

Von

**Werner Sahn.**

Original-Zeichnung von Julius Naue.

(Schluß.)



### Balder's Schiff Ringhorn.

Da stand am Meeresstrand Ringhorn, Balder's Schiff, auf Walzen gestützt und wohl verwahrt vor den Stößen der Brandung. Und Thorr kam — den andern Göttern voran — zum Gestade, um es ins Meer hinabzulassen. Wie sehr aber Thorr sich bemühte, das Schiff stand fest, als wehrte es sich gegen die rückkehrlose Leichenfahrt.

Da rief Thorr, indem er sich ostwärts wandte, Hyrrodin's, des starken Thurfenweibes, Namen. Augenblicks flog ein schauervolles Ungethüm durch die Lüfte. Ihre Augen glühten wie lebendige Kohlen, ihr Antlitz war von Ruß geschwärzt. Sie ritt auf einem Wolfe. Schlangen, die seinem Rachen als Zaum angelegt waren, hielt sie in den Händen.

„Hier bin ich, was heischest du, Thorr?“

„Hebe das Schiff von den Walzen und laß es hingleiten ins Meer!“

„Weiter nichts?“ spottete Hyrrodin. Sie winkte vier Berserkern, den stärksten von den Riesen, die zum Leichensfest gekommen waren: „Haltet den Wolf derweil, daß er Niemand Leid thue!“

Dann trat sie zum Schiff und stieß es so kräftig an, daß der Boden erbebte und Funken von den Walzen aussprühten.

Thorr erzürnte sich über der Thurfen Gewalt und hob den Hammer, sie zu rühren. Aber die Asen, die leidtragend eben nahen, wehrten ihm den Todschlag. Schnell legte die Heze ihre Schenkel wieder über den Wolf und flog mit ihm ihrer Heimath zu.

### Balder's Leichenbrand.

Nun kamen alle Götter von den Asen, den Asen und Wanen \*). Voran fuhr von den himmlischen Hallen Odin herab, den goldnen Helm überm blauen Mantel. Zur Seite saß Frigg, das trauernde Antlitz mit dem Schleier verhüllt. Ihnen folgten hier die kühnen Valkyrien reitend, dort Frigg's Jungfrauen, Fulla an der Spitze, fahrend. Dann

\*) Siehe Band VII, Seite 140.

kamen auch Tyr und Bragi und Heimdall, jeder auf seinem Rosse, die Zügel zur Hand. Vom Glasglanz der Leiber, vom Silber- und Goldstrahl der Hufe, der Mähnen und Zähne fladerten rings die Lüfte. Zugleich auch kamen die Wanen, der Herr und die Herrin Mörder und Skadi, und ihre lieblichen Kinder, Freyer und Frehja, jener auf dem goldborstigen Eber reitend, diese in dem Wagen fahrend mit Ragen bespannt. Und die Asen schwebten in Schaaren, rosige Gesichter, aus der Höhe herab. Und der Zwerge krüppelige Rotten watschelten aus dem Erdschoß heraus. Und die Thurfen, die sonst der Götter Friedplatz meiden, kamen zum letzten Ehrendienst für Balder herbei.

Ein Holzstoß wird über dem Schiffstrand aufgeschichtet. Jetzt legen sie Balder's lächelnde Leiche darauf nieder. Sie führen dann Balder's Rosß, mit den Goldzügeln und Bügeln geschmückt, zum Holzstoß hinauf. Das Rosß beugt seinen Hals mit Staunen tief hinab, da es den stummen Herrn dort liegend erblickt.

Dann führen sie Nanna herbei, die junge, verwitwete Göttin. Sie weint und schluchzt, daß Alle mitweinen und schluchzen. Mühsam schleichend geht sie, gesenkten Hauptes. Noch sieht sie den Holzstoß nicht. Weh, als sie das Haupt erhebt! Da stockt ihr der Athem und das Herz zerbricht. Todt sinkt die Göttin zu Boden. Zur Leiche Balder's legen die Götter die neue Todeslast.

Und Odin darauf tritt heran, am Finger den herrlichen Goldring, den Ring, von dem in jeder neunten Nacht acht ebenso schwere herabrinnen. Er streift ihn ab und fügt ihn auf Balder's Finger. Dann beugt er sich zu des Todten Ohr und haucht ihm das Abschiedswort zu.

Schon wird der Holzstoß entzündet, es lugen die Flammen aus den Fugen und Ritzen. Da tritt Thorr mit dem Hammer herbei, das Feuer zu weihen. Unten drängen sich Zwerge heran, mit ihrem Herrn zu sterben begierig. Da hebt und schiebt sie Thorr mit dem Fuße hinein.

Drauf aber kommen zum brennenden Holzschicht die Winde. Die entführen das Schiff vom Gestade. Die Götter lautlos sehen es steigen und neigen.

Zuerst immer höher schlugen die Flammen und schneller fährt das Schiff. Dann sinken sie langsam zusammen. Wie still steht das Schiff auf der fernen hohen See, und plötzlich schwindet es zur Alles verhüllenden Tiefe hinab.

Die Götter aber kehren schweigend in die öden Hallen zurück.

und hemmte seinen Ritt. „Halt an dein Ross, lichtstrahlender Reiter! Fünf Haufen von Todten ritten gestern hinüber; doch dröhnte die Brücke nicht so, wie von den Hufen deines Rosses. Sag deinen Namen, daß ich prüfe, ob ich dich einlassen werde.“

„Ich hehle ihn nicht. Hermod bin ich, Odin's Sohn. Valder zu sehen bin ich gekommen, für Valder's Rückkehr Buße zu bieten. Wehre mir nicht



Hermod bringt von Hel Bescheid.

Hermod war stracks auf Odin's Hengst gesprungen. Dem Rosse wuchsen die Rüstern, Funken schwirten von Mähne und Schweif. In Blitzes Hast flog er abwärts vom Himmel zur Erde dorthin, wo der Heliweg anhebt. Er drang in die Tiefe, wo in nebligem Schlamm die Todten hinhuschen. Das Licht von der Mähne des Rosses, vom Glanz des Helmes erlosch. Neun Nächte lang ritt er, hastigespornt, die lichtlosen Thäler entlang.

Endlich blinkte ihm Gold vom Geländer der Brücke entgegen. Er war am Grenzstrom des Helreichs.

Am Ausgang der Brücke stand die Wächterin

den Weg, ich ertroke ihn sonst!“

Und die Wächterin sprach: „Gestern ist Valder hinübergeritten. Nordwärts führt der Weg zu Hel's Palaste.“

Und schnell flog Hermod den Nordweg dahin. Er kam zum Gitter, das den Hof umgiebt. Hoch über Rosses und Reiters Häupten ragten die Sparren. Da Niemand da war das Gitter zu öffnen, sprang Hermod vom Rücken des Rosses, spannte den Gurt fester und setzte im Sprunge dann hinüber.

Von weitem leuchtete ihm hier aus den geöffneten Thüren des Palastes der Festsaal entgegen. Als er näher trat, sah er die Bänke mit Helm und Harnisch belegt, und Meth, das die Gäste tranken,

stand auf den Tischen, und Balder und Nanna saßen nebeneinander auf den Ehrensitzen.

Eiligst ging er, Balder und Nanna zu grüßen. Freudig lächelnd erhoben sich Balder und Nanna ihm entgegen. Sie sahen einander Auge in Auge, sie hoben die Hände und hielten sie lange. Sie setzten sich zusammen und saßen die Nacht durch, vertraulich plaudernd.

Als aber der Morgen kam, sprach Hermod: „Nun geleitet mich zu Hel! ich säume nicht länger.“

Und Hel vernahm die Bitte der Götter. Freundlich erwiebernd sprach sie: „Balder ziehe zurück, auf Lösegeld verzichte ich. Er ziehe zurück, wenn's wirklich so ist, wie du sagst, daß alle Wesen ihn lieben und loben. Sendet Boten und fordert von Jedem, um Balder zu weinen. Doch, wenn auch nur Einer zu weinen sich weigert, dann bleib' er bei mir!“

Beglückt vernahm Hermod dies Wort: „Nun weiß ich, daß ich wiederkehre und Balder den Göttern zurückführe!“

Und Balder und Nanna geleiteten Hermod bis zum Gitter. Dann, Odin's Ring von seinem Finger lösend, sprach Balder zu Hermod: „Bringe meinem Vater den herrlichen Ring zurück, — möchte Odin, ich bitte ihn drum, doch meiner gedenken!“

Und Nanna hob ihren Ueberwurf von der Schulter, auch einen Ring nahm sie vom Finger und sprach zu Hermod: „bringe den Ueberwurf Frigg, und Fulla gieb den Ring, — möchten beide, ich bitte sie drum, doch meiner gedenken!“

Hermod aber grüßte sie schnell und lächelnd. Dann stob er dahin, den Göttern die fröhliche Botschaft zu melden.

*Welch Ende es nimmt.*

Wieder erklangen Freudentöne in Asgard: „Balder kehrt zu uns zurück! Denn wer — wer weinte nicht Thränen um Balder?“

Und augenblicks abgesandt, gingen die Boten. Sie sprachen zu allen Wesen: „Weinet um Balder! mit einer Thräne erlöst ihr den Geliebten von Hel.“

Und alle Wesen der Erde, des Meeres und der Luft, das Feuer, die Winde, die Erze und Steine, was geht oder fliegt und schwimmt, Alle in allen Welten weinten, als sie der Götter Bitte vernahmen.

Schon waren die Boten auf dem Rückweg, als sie bei einer Höhle vorbeikamen, in der ein Thurfenweib saß, Thöck mit Namen. Sie traten hinein und sprachen zu dem Weib: „weine auch du um Balder! du hilfst mit deiner Thräne den Lichtgott von Hel erlösen.“

Da kreischte Thöck: „was sind das für Weiber, die nach Wunsche weinen und nach Wunsche lachen!“

Und mit Spotten reckte sie den Hals, als wollte er himmelwärts fliegen, und schaufelte ihn rechts und links. „Ihr seht, wie ich lache!“ rief sie, „Thöck's Thränen um Balder sind alle Tage trocken. Nicht da er lebte, noch da er todt ist, war Balder mir lieb. Er bleibe bei Hel!“

„Weh,“ sprachen die Boten, „wie bergen wir uns vor den Göttern! wer mag den Kummer der Herrlichen sehen, wenn sie hören, daß Balder von Hel nicht zurückkehrt!“

Langsam schlichen sie hinweg. Immer wieder standen sie still, klagend um Thöck's böses Wort. Immer wieder schauten sie auf die Stätte zurück, bei der ihr Leid begonnen hatte.

„Seht dort!“ sprach plötzlich einer der Boten, „ist's Thöck, die jetzt aus der Höhle hervorgeht?“ Es erschien ihm wie Loki's Gestalt und Gang.

Aber die Boten konnten wegen der Dunkelheit und Ferne sich nicht überzeugen.

Und die Götter blieben in Schmerz um Balder's Tod, denn der lichte Gott kehrte nicht zurück.

*Wie Frühling, Sommer, Herbst und Winter.*

„Wie der Frühling“ — so hieß es am Anfang der Erzählung — „wie der Frühling lieblich über der Erde aufsteigt, so daß Jeder ihm entgegen ruft: wie schön bist du! wie glücklich sind wir durch dich! so war es den Göttern, als Balder geboren wurde.“

Wie aber der Frühling zart und flüchtig dahin eilt, — seine Tage sind wie ein Traum, den Niemand zu fesseln vermag, — so floh Balder's Leben unaufhaltsam dahin.

Und wie um die Zeit des Jahres, wenn der Frühling gestorben ist, des Sommers Gluth am wildesten mit Blitzen durch die Lüfte zittert, so sprühten von der Feuergluthheze Hyrrokkin, daß die Götter erschrakten, Funken, und die Erde brannte, als Balder's Leichenschiff in Bewegung gerieth.

Wie darauf im Herbst träge Wolken sich wieder und wieder des Regens entladen, so daß Alles, die Bäume des Waldes, die Dächer der Häuser, die Sträucher und Bäume, wie thränenvoll dastehn, so weinten die Götter und alle Wesen der Erde weinten, als Balder in Hel's Reiche saß.

Wie aber unaufhaltsam der Jahreslauf sich vollendet und auf den thränenreichen Herbst der mittheidlose Winter folgt, der nichts von des Frühling's Wonne und Lust empfindet, so saß Thöck in der Höhle und sagte: „Nicht da er lebte, noch da er todt ist, war Balder mir lieb.“

Und wie mit seinen dunkeln freudlosen Tagen alljährlich der Winter zu seiner Herrschaft und seinem Rechte kommt, so blieb das Werk des blinden freudlosen Gottes Höder unangefochten. Balder war und blieb dem Tode übergeben. —

Sinniger Geist unsrer Väter! in liebliche Bilder von Göttern hast du des Jahres Wandel gekleidet, den Wandel vom Licht zum Dunkel, vom Spiel zum Schmerz, vom Blühen zum Erstarren, vom Leben zum Tode!

Jährlich ward unsern Vorfahren Balder geboren, jährlich seine Schönheit und Milde bewundert. Jährlich ward ihm die Halle Breidablick erbaut und das Schiff Ringhorn besetzt. Die Halle Breidablick ist der weite Himmelsraum des Frühlings, milder Wärme und süßer Düste voll. Das Schiff Ringhorn ist der leuchtende Fahrer durch der Lüfte Meer, das Frühlingssonnenlicht, das zuerst wie im Horne, mit jedem Frühlingsstage aber höher, wie im Ringe, um die Erde zieht. Jährlich vermählt sich Balder mit Nanna, der blüthengewandigen Erde, und Zwergge, kunstreiche Herrscher über Farben und Glanz, dienen ihm.

Jährlich kommt eine Zeit, in der die Götter Balder's am meisten froh und sicher sind. Dann

stellen sie sich um ihn; und was sie ihm thun, nichts stört ihre Lust, nichts rührt an Balder's freudlosen Wunderleib. Ebenso weilen, wenn der Frühling in vollster Pracht sich entfaltet, alle Menschenkinder zu Festen und Spielen rings auf den Fluren. Und was sie auch thun, und wie sie sich tummeln mit Jagen und Schlagen, mit Ringen und Springen: in wunderbar gleicher Pracht beharren Lust und Licht mit ihrem Schweben und Schwellen, Blühen und Gedeihen, mit dem Singen und Klingen hinauf und hinab.

Im Frühling wird Alles, was die Natur hervorbringt, groß, schön und kräftig. Nur Ein Gewächs, das nicht in der Erde, sondern hoch auf Bäumen Wurzel schlägt, ist so klein und zart, daß — wie Frigg sagt — Eide von ihm zu nehmen nicht thunlich erscheint. Entgegen der Art, wie alles Andere gedeiht, beginnt die Mistel ihr Keimen erst um die Zeit, da die andern Pflanzen absterben. Und noch später, wenn unter des Winters Eise die Kinder des Frühlings ganz vergangen sind, kräufelt sie ihre saftvollen Zweige und Blätter und färbt ihre fleischigen Beeren mit weißlichem Grau. Im Bedürfnis nach ihrer Blühens- und Gedeihenszeit giebt die Mistel dem Frühlingsgotte den Tod.

### Beschauliches von Julius Lohmeyer.



#### Blüthenschnee.

Unser Gott will sanft und leis  
Seine Erde wecken,  
Daß die Herzen nicht vor Lust  
Allzu früh erschrecken.

Winterschnee mit Blüthenschnee  
Tauschen Wald und Auen,  
Daß das Herz dem Frühlingsglück  
Lerne still vertrauen.

Se glühender der Tag in Sonnenglanz und Pracht,  
Se reicher fällt der Thau oft in verschwiegner Nacht.

Die dunkle Wolke, drans des Todes Strahlen flogen,  
Trägt auch in ihrem Schoos den schönen Regenbogen.

#### Sternensegen.

Jeglichen Stern, der den Himmel durchkreist,  
Segnet des Ewigen Hand;  
Schauer der Liebe durchwandeln den Geist,  
Wandeln hin über das Land.

Wenn seine Rechte der Erde sich naht,  
Strömt aus den Thälern der Duft,  
Knieet der Wandrer auf einsamem Pfad,  
Hält wie von Gloden die Luft.

#### Erdbeerblüthe im Spätherbst.

Aus dem herbstertheerten Garten  
Grüßt dein heller Stern mich noch:  
Keine Frucht darfst du erwarten,  
Aber blühen mußt du doch!

## Die Hühnerburg.

Märchen von

Victor Blühgen.

Mit Original-Zeichnungen von Erbe und Fedor Zliner.



Das für ein schläfriger Nachmittag das war! Die heiße Sonne stimmerte im Bauerngehöfte, daß es nicht zum Aushalten gewesen wäre, wenn dort nicht so viel Gras und grüne Sträucher gestanden hätten, die dem Auge wohlthaten und Schatten gaben. Die Hühner in dem verwilderten Hinterhofe freilich incommodirte die Sonne gar nicht, denn zum Schlafen hatten sie Zeit, und sie schliefen am liebsten da, wo es am heißesten war, nämlich auf der nackten Erde.

hose beisammen, und sie hatten Langeweile. Was nämlich das Schlafen betrifft, so hatten sie zwar ein Bißchen genickt, aber dann hatten die Tagelöhner in der Scheuer nebenan zu dreschen angefangen, und davon muß beinahe ein Todter aufwachen, geschweige denn daß ein lebendiges Huhn dabei schlafen könnte.

„Ich wollte, es erzählte jemand etwas,“ sagte das eine gewöhnliche Huhn und raschelte sich von frischem die Federn zurecht. „Zum Scharren bin ich zu müde und das Fliegenfangen schickt sich bloß



Es waren ihrer fünf, ein Hahn und vier Hühner. Zwei Hühner waren im ganzen Dorfe berühmt, denn sie hatten Federhauben auf den Köpfen statt der rothen Zackenkämme; und der Hahn war auch sehr stolz, daß er zwei solche feine Frauen hatte. Dafür war er selber auch ein sehr stattlicher Herr, mit schwärzlich-grünem Bäuchlein und im übrigen gelblich-bunt, alles vom schönsten Schmelzglanz. In den Kämpfen mit gewissen jungen Hähnen in der Nachbarschaft, welche die Neugier wegen der beiden fremden Frauen in den Hof trieb, war er stets Sieger geblieben, weshalb sich jene höchstens noch bis auf den Zaun wagten und, sobald er die Augen zuklemmte und den Kriegsruf ausstieß, eiligst davon machten.

Die fünf also saßen und standen im Hinter-

für Sperlinge und solches Volk!“ Das sollte nämlich ein Hieb sein für das eine fremde Huhn, das eben seitwärts in das Gras gegangen war und Fliegen pickte; denn die beiden gewöhnlichen Hühner ärgerten die fremden gern, weil es sie verdroß, daß sie nicht auch so merkwürdig und so berühmt waren. Das fremde Huhn hatte es denn auch gehört und rief spitzig von weitem: „Wenn man nicht eine dumme Dorf-Gretche wäre, dann könnte man selber etwas erzählen.“

„Damit kann ich nicht gemeint sein, denn ich weiß Geschichten genug,“ sagte das gewöhnliche Huhn und wandte den Kopf auf die Seite, was ihre Verachtung bedeuten sollte. „Zum Beispiel: Es war einmal ein Huhn, das legte lauter krüpplichte Eier — —“

„Damit kann ich nicht gemeint sein, denn ich habe nur einmal ein krüppeliches Ei gelegt,“ versetzte das fremde Huhn geärgert. „Ich bin sehr neugierig, wie die Geschichte weiter geht.“

„Das kann sich jeder selber denken,“ sprach das andere.

„Du könntest uns wirklich etwas erzählen, Papachen,“ meinte das zweite gewöhnliche Huhn, das neben dem Hahn stand; „sie fangen vor lauter Langerweile an sich zu zanfen.“

„Still,“ machte der Hahn; „ich besinne mich eben.“ Und er hatte richtig schon ein Bein in die Höhe gezogen, wie er zu thun pflegte, wenn er über etwas nachdachte. Und endlich sagte er: „Ich werde euch die Geschichte von der Hühnerburg erzählen.“

Es war einmal Kirmeßzeit, wo die Menschen den großen Appetit bekommen und so viele Thiere auf einmal schlachten. Da kam eines Tages die Köchin eines Gutes auf den Hühnerhof und besah sich die Hühner, und aus ihren Reden hörten die, daß am nächsten Morgen sieben von ihnen in den Bratpfannen schwichen sollten. Da entstand große Trauer, denn keines war sicher, daß es nicht zu den sieben gehörte, und niemand wußte, wie das drohende Unheil abzuwenden sei.

In ihrer Noth gingen endlich ein paar junge Hähne zu dem Hoshund, Flaps mit Namen, welcher ein guter Freund von ihnen war, und klagten ihm ihr Leid. „Warum bleibt ihr denn hier?“ sagte der. „Wenn ihr Courage habt, so macht euch davon.“ „Ach ja,“ seufzten die jungen Hähne, „wer doch Courage hätte! Aber du hast auch keine, sonst lägest du nicht den ganzen Tag an der Kette und ließe dich von den Kindern foppen; woher sollen denn wir sie nehmen?“

„Oh,“ sprach der Hoshund, „man hat sein gutes Auskommen so. Aber wenn ihr wollt, so gehen wir zusammen und lassen uns irgendwo nieder. Aber füttern müßt ihr mich, das sage ich euch gleich.“

Da bekamen die jungen Hähne mit einem Male Courage, liefen in den Hühnerhof und überredeten alle Hühner, mit ihnen und Flaps zusammen die Flucht zu wagen.

Als es dunkel war und Flaps von der Kette losgelassen, ging er in den Hühnerhof, schob den Riegel von der Stallthür und ließ alles hinaus, und nun machte sich die ganze Gesellschaft so still als möglich unter dem Hoshor hindurch in das Freie.

Seelenvergnügt flogen und wanderten sie die Nächte hindurch über die Felder, fraßen Getreide

von den Aehren, die noch standen, oder von den Stoppeln, und wenn Flaps Hunger bekam, so legten sie ihm schnell ein paar Eier. In menschenarmen Gegenden zogen sie auch des Tages vorwärts, aber wo Gefahr war, rasteten sie und verbargen sich bis nach Sonnenuntergang.

Die Köchin aber, welche früh in den Hühnerstall schlachten ging, fiel vor Schrecken in Ohnmacht, als sie alles leer fand, und man mußte sie unter die Pumpe legen und einen ganzen Eimer Wasser über sie pumpen, ehe sie wieder zu sich kam.

Die Gesellschaft gelangte auf ihrer Wanderung in eine kahle Haide, und nachdem sie zwei Tage und zwei Nächte gewandert waren, ohne Spuren von Menschen zu sehen, stießen sie auf ein verfallenes Haus, dessen Thür offen stand. Flaps durchsuchte es, und da er nichts verdächtiges darin finden konnte, beschloßen sie sich darin niederzulassen und eine feste Burg daraus zu machen, damit sie gegen alle Gefahr gesichert wären. Sie stopften alle Lücken mit Grasbüscheln und bauten einen Wall von großen und kleinen Steinen rings herum. Ein Theil aber mußte weithin ausfliegen und Getreide sammeln, das schüteteten sie auf dem Boden für den Winter auf, und im Frühjahr säeten sie den Rest aus, der wuchs und wurde ein großes Getreidefeld. So lebten sie ein ruhiges vergnügtes Dasein, und Merz, der Wächter, nämlich ein alter Hahn, der auf dem Schornstein seinen Sitz hatte und das Warnungssignal geben sollte, wenn er etwas sah, was ihm nicht geheuer dünkte, schlief schon zuweilen vor Altersschwäche und Langerweile ein, weil er gar nichts zu thun bekam, und Flaps, der die Vertheidigung der Burg übernommen hatte und die erste Zeit sehr pflichtgetreu innerhalb des Walles und auf demselben herumgetrabt war, wußte jetzt meistens auch nichts besseres anzufangen.

Eines Abends aber, zur Zeit des ersten Schnees, sagte es in einer Ecke des Futterbodens „piep“. Zur selben Zeit waren zwei alte Hennen auf dem Boden, um ein paar Körnchen zu sich zu nehmen, und die eine hörte es.

„He,“ sprach sie, „was ist das? Wir haben doch um jehige Zeit keine Eierlinder mehr? Dort piepte etwas in der Ecke.“

Eben piepte es wieder.

„Es ist auch eine andere Art „piep“,“ meinte leise die andere.

Wie sie hinzu schlichen, sahen sie zwei Mäuse sitzen; der Mauspapa putzte sich den Bart, aber die Mausmama fraß Körner, und das war das gefährliche.

„Ihr da,“ rief die eine Henne, „das ist unser Getreide; den Winter wollen wir euch mit durchfüttern, aber im Frühjahr hört das auf und ihr macht, daß ihr fortkommt!“

„Piep“ sagten die Mäuse, und fort waren sie.

Die Hennen erzählten das, aber man sorgte sich nicht weiter darum.

Eines Tages indessen hatte die Mausmama sieben Junge, sieben nackte, winzige Mäusejunge. Und es kam eine Zeit, da pfiß es in allen Ecken des Bodens, hinter allen Balken waren Löcher, und im nächsten Winter nahmen die Getreidevorräthe so rasch ab, daß man sah, es würde gar keine Ausfaat bleiben.



Nun war in der Hühnerburg guter Rath theuer. Zwar fiel manche Maus einem wohlgezielten Schnabelhiebe zum Opfer, aber die Mäuse wehrten sich auch und bissen nach den Beinen. Und alles in allem wurden ihrer immer mehr statt weniger. Da beschloßen die Burgleute, drei weise Hähne auszusenden, ob sie nicht irgendwo ein Mittel fänden, um die Mäuse zu vertilgen.

Die drei Hähne zogen den ganzen Tag und sahen nichts, was da hätte helfen können. Gegen Abend kamen sie an wildes Gestein mit vielen Löchern und Klüften und verabredeten, sich hier, ihres Alters halber in der Nacht Ruhe zu gönnen. Sie setzten sich also in eine Kluft, steckten den Kopf unter die Flügel und schliefen ein.

Mitten in der Nacht wachten sie auf, denn sie hörten große Flügel schlagen und wie etwas dicht bei ihnen schrie: „Huhu! huhu!“ Und als sie die Köpfe aus der Kluft reckten, saß da eine große Eule, die klappte die Flügel auf und nieder und ihre Augen rollten wie glühende Feuerräder im Kopfe. „Mäuse her!“ schrie sie, „huhu! Mäuse her!“

Die drei Hähne stießen sich an und einer sagte: „Das ist ein Wink des Himmels;“ und wie die Eule immerfort schrie, faßte der eine sich ein Herz

und rief: „Mäuse soviel du magst, ein ganzes Haus voll, wenn du mit uns kommen willst.“

„Wer seid ihr?“ fragte die Eule und leuchtete mit ihren Feueraugen in die Kluft.

„Wir kommen aus der Hühnerburg, wo hundert Mäuse unser Korn fressen.“

„Ich komme mit,“ sagte die Eule und schnalzte mit dem Schnabel, „ich komme mit.“

In der Frühe saßen alle Hühner schon auf dem Boden und horchten, ob Merg auf seinem



Schornstein noch kein Zeichen gäbe. Mit einem Male rief der:

„Kikeriki —“

Da kommen sie!“

„Was bringen sie denn?“

„Einen Vogel, der keinen Hals hat.“

Nun flogen die drei Boten mit der Eule zum Schornstein herein. „Ich rieche Mäuse, Mäuse!“ schrie die und fuhr auf dem Boden herum, und bald hatte sie eine in den Klauen. Jetzt waren alle Hühner zufrieden und sprachen: „Die wird's schon machen.“

Ein paar Tage ging es auch recht gut. Aber da merkten die Mäuse, daß die Eule bloß des Nachts gut sehen konnte, bei Tage aber schlecht, und am allerschlechtesten um Mittag, wenn die Sonne gerade in die Bodensenster schien. Nun kamen sie bloß um diese Zeit zum Vorschein und scharreten so viel Korn in ihre Löcher, daß sie bis zum nächsten Tage genug hatten. Eines Nachts fand die Eule auf dem Boden nichts zu fressen bis früh, ausgenommen ein paar Hühnereier, die schlug sie auf und entdeckte, daß sie

besser schmeckten als die fettesten Mäuse, und sie that jetzt nichts mehr als das Haus nach Eiern zu durchfliegen. Die Hühner merkten das, und die drei alten Hähne gingen endlich zu der Eule und sagten, sie möchte nur wieder abziehen, zum Eier fressen brauchten sie niemand.

„Eier her!“ schrie die Eule sie an, „Eier her, oder ich habe euch allen die Augen aus!“ Und damit wetzte sie ihren krummen Schnabel, daß die drei Hähne vor Angst zum Schornstein hinaus flogen.

Unten trafen sie Flaps, der auf dem Walle lag. „Num?“ fragte der, „sind die Mäuse bald alle gefressen?“

„Ach,“ sprach ein Hahn, „der Dickkopf frisst gar keine sondern bloß Eier, und wenn wir ihm keine bringen, will er uns die Augen aushacken.“

„Wartet bis Mittag,“ sagte der Hund, „dann bringe ich ihn um.“

Als es Mittag war, klinkte Flaps die Thüre auf und lief auf den Boden, dort fand er die Eule in einer Ecke sitzen, die knackte mit dem Schnabel, als er heran kam, und klappte die Augenlider auf und zu.

„Bist du der Räuber, der hier die Augen aushacken will?“ sagte Flaps. „Du mußt sterben.“

„Augen will ich haben,“ fauchte die Eule, „Hundeaugen,“ und damit hakte sie nach ihm. Mit einem Schnapp hatte zwar Flaps sie zwischen den Zähnen, aber ehe sie todt war, hatte sie ihm richtig ein Auge ausgehakt.

„Schadet nichts,“ sprach Flaps; „ich habe die Burg gerettet, und mehr als ein Auge braucht man nicht zum Sehen.“ Und die Hühner feierten ein großes Freudenfest, das einen ganzen Tag lang dauerte.

Aber die Mäuse waren noch immer da, und die drei weisen Hähne mußten sich zum zweiten Male auf den Weg machen, um Hilfe gegen sie

zu suchen. Sie flogen einen Tag und eine Nacht und hatten immer noch nichts gefunden; da, gegen Morgen, kamen sie in einen dicken Wald, und als die Sonne aufging, gewahrten sie auf einer Waldwiese ein rothes Thier, das vor einem Mauseleche stand. Das war nämlich ein Fuchs. Nicht lange darauf fuhr der Fuchs zu und hatte eine Maus erwischt. „Gott sei Dank,“ sagte er, „man hat doch wenigstens noch ein Frühstück, nachdem man sich die liebe Nacht umsonst geplagt hat.“

„Hört ihr's?“ frohlockte der eine Hahn; „er ist ganz glücklich, daß er eine Maus gefangen hat. Das ist der rechte. — Heba!“ rief er von dem

Baume hinunter, „Mausfresser, du kannst einen ganzen Boden voll solcher Kahlschwänze haben, wenn du mit uns gehen willst. Aber du mußt uns versprechen, daß du nicht statt der Mäuse unsere Eier speisen willst.“

„Nicht um die Welt fräße ich Eier,“ sagte der Fuchs und blinzelte zu dem Baum hinauf. „Wo kommen Sie denn her, meine schönen Herren?“

„Wir wohnen in der Hühnerburg, die niemand kennt, nur die Mäuse, die uns das Korn wegfressen.“

„Ei ei,“ sprach der unten und leckte sich die Zähne, „da giebt es wohl noch mehr solche schöne Hühnerchen?“

„Natürlich, die ganze Burg voll.“

„O so kommen Sie,“ rief der Fuchs und verdrehte die Augen, „und wenn tausend Mäuse auf dem Boden wären, sie sind allzumal Kinder des Todes; Sie wissen gar nicht, edle Herren, welch ein Leckerbissen solch eine Maus ist.“

Dies Mal mußten die Hühner in der Burg bis zum Abend warten, ehe Merz auf dem Schornstein seinen Spruch that. Endlich aber rief er wieder:

„Kikeriki —

Da kommen sie!“

„Was bringen sie denn?“





„Einen feinen Junker mit vier Beinen, der einen rothen Pelz anhat.“

Als der Fuchs an den Wall kam, schnupperte er und sagte: „Es riecht nach Hunden, die können mich nicht leiden.“

„Du brauchst dir deshalb keine Sorge zu machen,“ sprachen die Hähne, „es ist nur einer da, nämlich unser Gefelle Flaps, und der bleibt immer draußen vor der Burg und freut sich mit uns, daß du die Mäuse fressen willst.“

Der Fuchs wollte zwar erst nicht in die Thür, welche Flaps mit brummigem Gesicht aufklinkte; aber als er so viele Hühner in den Fenstern lufte sah, lief ihm vor Begier das Wasser im Mause zusammen und er schlüpfte schnell hindurch und kletterte auf den Boden. Er war sehr artig gegen alle Hühner, am meisten aber gegen die alten Hennen, und man pries sich glücklich wegen eines so feinen Nothhelfers, besonders als der auch gleich hinter einander vier Mäuse fing.

In der Nacht, da alles schlief, schlich der Fuchs in die Stube, wo die jüngsten und fettesten Hühner saßen, und biß zwei jungen Hähnen die Hälse ab, ehe sie mucksen konnten. Danach begab er sich an ein Fenster, öffnete es leise ein wenig, ließ die Hähne hinunter und verriegelte rasch noch die Hausthür, worauf er sich zu den alten Hühnern hinüber machte und sie weckte. Er stöhnte so, daß alles fragte, was ihm denn fehle. „Ach!“ sagte er, „was haben meine Augen mit ansehen müssen! Der Hund, den ihr draußen vor eurer Burg herumlaufen laßt, ist in das Haus geschlichen, und in der Stube der lieben Jugend drüben biß er schnell wie der Blitz zwei Hähne todt, die so schön waren wie Engel. Zufällig verfolgte ich eine Maus die Treppe hinunter und so kam ich dazu, wie der Räuber sich mit seiner Beute davon machte. Kommt nur mit, ihr sollt sehen, daß ich wahr gesprochen habe.“

Er führte die erschrockenen hinüber an das Fenster, und da erblickten sie Flaps, wie er vor den todtten Hähnen stand und sie beschnupperte. „Wer hätte das gedacht,“ jammerten die alten Hennen. „Ja,“ sagte der Fuchs, „ihr könnt mir danken, daß ich die Thür verriegelt habe. Ich rathe euch: gebt ihm den Laufpaß und setzt mich an seine Stelle; ich will euch ganz anders hüten.“

„He, aufgemacht,“ schrie Flaps an der Thür; „da habt ihr euch wieder eine schöne Zuchtruthe aufgebunden.“ Aber wie er auch rüttelte, niemand schob den Riegel weg. „Ach,“ seufzte Flaps, „sie werden am Ende gar schon alle todt sein!“ Er kratzte an einer Mauer ein verstopftes Loch auf,

froh hindurch und kam eben zurecht um zu hören, wie die alten Hennen verlangten, daß man ihm keine Eier mehr geben und die Burg verriegelt halten sollte, damit er vor Hunger entweichen müßte. Vor Eifer hörte niemand die Tritte des Hundes; der faßte mit einem Satz den Fuchs beim Kragen, daß dem zuerst Hören und Sehen verging, dann versuchte der ertappte sich zu wehren und erschnappte noch kurz vor seinem Ende ein Ohr des Hundes, das er bis zur Wurzel abzwickte.

„Das Ohr ist hin, aber der Räuber auch,“ sagte Flaps, als der Fuchs mausetodt dalag. „Für euch undankbare Narren bin ich mit einem Ohre schön genug. So lange bin ich euer guter Gefell gewesen, und nun glaubt ihr diesem hergelaufenen Bösewicht, daß ich auf meine alten Tage ein Mörder geworden wäre.“

Da schämten sich alle, die für den Fuchs Partei genommen hatten, und haten Flaps ihr Unrecht ab; und das Freudenfest, welches sie jetzt über ihre Erlösung feierten, war noch großartiger wie das erste und dauerte zwei Tage.

Aber die Mäuse waren nicht minder froh, daß der Fuchs todt war, denn nun hatten sie wieder freies Spiel. Was war zu thun? Die weisen Hähne mußten zum dritten Male ausziehen, und dies Mal wollten sie recht vorsichtig sein. So flogen sie denn noch länger wie früher, weil sie ein paar Ragen und eine Kornweibe nicht einladen wollten; „denn,“ sprachen sie unter einander, „mit vierbeinigen und zweiflügligen Geschöpfen haben wir schon Unglück gehabt.“ Sie gelangten endlich in die Nähe eines Dorfes, und da lag auf einem Feldrain ein Slovake mit Mausefallen. „Ach,“ seufzte der, „meine Mausefallen sind so gut, daß sie der Herrgott nicht besser machen könnte, und ich habe doch heute noch nicht eine verkauft!“

„Glück zu!“ sagten die Hähne, welche das gehört hatten, „das ist unser Mann; er hat weder vier Beine noch zwei Flügel, mit dem sind wir gewiß nicht betrogen.“ Und nun machten sie dem Slovaken ihren Antrag. Der lachte vergnügt und machte sich gleich mit ihnen auf den Weg.

„Kikeriki —

Da kommen sie!“

rief Mery am zweiten Morgen nachher auf seinem Schornstein.

„Was bringen sie denn?“

„Einen schwarzen Teufel mit kleinen Gitterhäuschen.“

Der Slovake wurde nun auf den Boden geführt, und weil er gerade von seiner letzten Mahl-

zeit noch etwas Speck bei sich hatte, so schlug er Feuer, briet ein paar Stückchen auf dürrem Graze und stellte seine Fallen auf. Richtig: nicht zehn Minuten dauerte es, so saßen in jeder Falle ein paar Mäuse, und die Hühner waren darüber vor Freuden ganz außer sich. In ihrer Dankbarkeit beschloßen sie etwas ganz besonderes zu thun, nämlich jede Henne begab sich zu dem Slovaken und legte ihm ein frisches Ei.

Ein paar Tage lang that der Slovake nichts als Eier essen und Mäuse fangen. Aber eines Tages war der Speck aufgebraucht und der Slovake der Eier überdrüssig; und ohne etwas zu sagen, griff er sich das fetteste junge Huhn heraus und drehte ihm den Hals um. Welch ein Schrecken! Die Hennen erhuben ein Zetergeschrei und die Hähne krächten ihn vor Zorn dermaßen an, das er beinahe taub wurde. „Was wollt ihr Narren,“ schrie er endlich; „mit Speck fängt man Mäuse: ich muß Speck haben.“ Und er rupfte das Huhn ein wenig, machte sich ein Feuer und fing an, seine Beute zu braten.

Inzwischen hatte Flaps das Geschrei gehört, und da es gar kein Ende nahm, ahnte er Unheil und ging in das Haus. „Ach das Unglück!“ riefen ihm ein paar Hähne entgegen, die ihn eben holen wollten, „der Mörder hat die junge Kratzfuß umgebracht und sie wird jetzt gebraten.“

„Du bist ein Kind des Todes,“ knurrte Flaps den Slovaken an, als er auf den Boden kam.

„He, Kamerad, das ist noch keine ausgemachte Sache,“ sprach der Slovake, nahm seinen dicken Knüttel, den er mitgebracht hatte, und streifte sich die Ärmel auf. Aber da hatte der zornige Hund auch schon sein Bein gepackt. Der Slovake schrie und lief zur Treppe, dabei schlug er mit dem Knüttel wie ein Rasender um sich, und das Unglück wollte, daß er dem armen Flaps ein Bein zererschlug. Der ließ den ausreißenden los, und dieser rannte nun so schnell er konnte, und Flaps mit seinen drei Beinen vermochte ihn nicht mehr einzuholen. „Wartet nur,“ schrie der Slovake von weitem, das will ich euch gedenken!“ Und er wurde kleiner und kleiner auf der Haibe, bis er verschwand.

Dieses Mal feierten die Hühner kein Fest. „Ach,“ sagte alles traurig, „wir sehen nun schon, daß wir die Mäuse nicht bezwingen werden.“ Dazu lag der arme Flaps krank, und es dauerte ein paar Tage, ehe er geheilt war; lahm blieb er nachher doch auf dem zererschlagenen Beine. Und eines Morgens geschah es, daß Merx auf seinem Schornsteine wieder krächte:

„Kikeriki —

da kommen sie!“

„Wer kommt denn?“ fragten alle ganz erschrocken.

„Soldaten in blauen Kitteln und Zippelmützen, welche Mistgabeln tragen, und der schwarze Teufel ist ihr General.“

Da flogen alle Hühner auf das Dach hinauf und sahen den Slovaken mit einer Menge Bauern kommen, gerade auf die Hühnerburg zu. Als sie die Nachricht davon zu Flaps hinunter brachten, sagte dieser: „Der Schurke von einem Slovaken hat uns verrathen. Nun müssen wir auswandern. Macht euch fertig und seid guten Muthes: wir hätten wegen der Mäuse doch nicht lange mehr hier bleiben können.“

Schnell nahmen die Hühner noch so viel Getreide in den Kropf als sie konnten, und dann machte sich alles davon.

Wie die Bauern ankamen und im ganzen Hause nichts fanden als ein Häuflein Körner, wurden sie zornig auf den Slovaken und schlugen ihn windelweich; und als sie die Körner theilten, kamen fünf auf jeden, die nahmen sie mit, und die Mäuse konnten nun auf dem Messer pfeifen. —

Das war die Geschichte von der Hühnerburg.“

„Sie war sehr schön,“ sagte das eine fremde Huhn, welches darüber eingeschlafen war und eben aufwachte, „sehr unterhaltend.“ Die Drescher hatten eine Pause gemacht, sonst wäre es gewiß nicht eingeschlafen.

„Das versteht sich von selber,“ meinte der Hahn voll Würde, sträubte die Halsfedern und schüttelte sich dann.

„Was ist denn nachher aus den Hühnern geworden?“ fragte eines von den gewöhnlichen Hühnern.



„Ueber's Jahr kannst du wieder danach fragen, dann will ich es dir sagen,“ versetzte der Hahn, schon im Fortschreiten, und ging Regenwürmer suchen.

## Die Landpartie.

Ein Spiel, mitgetheilt von **Robert Löwike.**

(Hier die versprochene Fortsetzung und Schluß.)



Anna ist zur Spielordnerin gewählt. Sie erklärt aber, sie könne keine Erzählung erfinden und wolle lieber einen Brief vortragen, den sie von ihrer Cousine Clara erhalten habe.

„Ich weiß den Brief fast auswendig,“ sagte sie, „und da er eine Reise nach Berlin behandelt, so werde ich bitten, daß ihr euch bei dem Worte **Berlin** immer alle erhebt und die pflichtschuldige Verbeugung macht. Rollen habe ich aber viel mehr, als hier Mitspieler sind. Daher wird es nöthig sein, daß jeder Einzelne mehrere Rollen übernimmt.“

Sonntag	— der Kaiser	Emilie
Montag	— der Kronprinz	Auguste
Dienstag	— das Museum	Leopold
Mittwoch	— das Hôtel	Marie
Donnerstag	— Potsdam	Karl
Freitag	— Kroll, Charlottenburg	Emil
Sonnabend	— die Flora	Paul
Der Vormittag	— das Schloß	Gustav
Der Nachmittag	— das Zeughaus	Heinrich
Der Abend (Abends)	— die Passage	Franziska
Die Woche	— Papa	Elise
Der Tag	— Zoologischer Garten	Arthur
Die Nacht	— Anna	Alfred
Mama	— die Reise	Johannes

„So — da wären die Rollen vertheilt und nun also will ich euch den Brief vortragen, den meine liebe Cousine Clara an mich geschrieben hat.“

Liebe Anna!

Womit soll ich nur anfangen? Was soll ich Dir zuerst sagen? Denk' Dir nur, ich bin eine **Woche** in **Berlin** gewesen, eine ganze, lange, volle **Woche** in **Berlin**. Ich könnte über meine **Reise** ein ganzes Buch schreiben, aber heute will ich Dir nur in aller Eile die Hauptsachen mittheilen.

Am **Sonnabend**, liebe Anna, trafen wir, **Papa**, **Mama** und ich, in **Berlin** ein und fuhren in ein **Hôtel**. Wir haben die ganze **Nacht** nicht geschlafen. Wir hatten zwei Vorderzimmer und das Wagengerassel war entsetzlich. **Papa** meint, es wären in der einen **Nacht** an unserm **Hôtel** mehr **Wagen** vorbeigefahren, als wir in **Mittel-dorf** in zehn Jahren zu sehen bekommen. **Papa** sprach von 400 oder 4000 oder 40,000 **Wagen**. Wie viel Nullen es waren, das weiß ich nicht mehr; aber eine 4 war dabei, das weiß ich ganz genau. Am **Sonntag** Morgen waren wir alle recht frisch und gingen zunächst in den **Dom**. **Papa** und **Mama** waren ganz entzückt über den schönen Gesang des **Domchors**. Ich muß Dir, liebe Anna, allerdings gestehen, daß ich nicht viel auf den Gesang geachtet habe; denn in der kaiserlichen Loge war viel Interessantes zu sehen. Denke Dir nur, der **Kaiser**, der **Kronprinz** und die **Prinzessinnen**! Davon will ich Dir in meinem nächsten Briefe recht viel erzählen. **Mittags**

fuhren wir mit der **Pferdebahn** nach **Charlottenburg**. In **Berlin** findet man manches, was man im höchsten Grade bewundern muß. So ein **Pferdebahnwagen** faßt eigentlich, wie auch deutlich darauf zu lesen ist, nur 56 Personen, aber am **Sonntag Nachmittag** sollen schon öfter mehr als 100 darauf **Platz** gefunden haben.

In **Charlottenburg**, liebe Anna, besuchten wir zunächst den **Schloßpark** mit dem herrlichen **Mausoleum**, und gingen dann in die **Flora**, wo wir bis zum **Abend** blieben. Wir hörten dort ein prächtiges **Concert** und hatten außerdem so viel, so viel zu sehen! Von den **Teppichdecken**, dem **Palmenhaus**, von den vielen, vielen Menschen, den reizenden **Toiletten** schreibe ich Dir ein ander Mal ausführlich. Es war schon recht spät geworden, als wir wieder im **Hôtel** ankamen. Von dem **Rasseln** der **Wagen** haben wir in der **Nacht** nichts mehr gehört, sondern alle eben so schön und fest geschlafen wie in **Mittel-dorf**.

Am **Montag Vormittag** ging's in's **Museum**. **Papa** und **Mama** haben sich dort prächtig amüßirt, aber der **Genuß** war für sie eigentlich größer als für mich. Ich will Dir nur aufrichtig gestehen, liebe Anna, ich finde, daß im **Museum** zu viele **Bilder** sind, immer **Bilder** und wieder **Bilder**. Mir wäre etwas **Abwechslung** lieber gewesen. Am **Nachmittag** machten wir eine **Spazierfahrt** durch die schönsten **Straßen** von **Berlin** und durch den **Thiergarten**. Einen sehr schönen **Genuß** brachte uns der **Abend**. Wir fuhren nämlich in's **Victoriatheater** und sahen dort ein **Zauberstück**. Nein, Anna! Dieser **Glanz**, diese **Pracht**, diese **Decorationen**, **Kostüme**, **Verwandlungen**! Der erste **Act** in **Europa**, der zweite in **Asien**, der dritte in **Amerika**. Man wußte nicht, ob man seinen **Augen** trauen sollte. Denk' Dir nur, einmal habe ich mich in's **Ohr** gefniffen, um mich zu überzeugen, daß ich auch nicht träume, und daß ich noch ich selbst sei. Am **Dienstag Vormittag** besahen wir das prächtige **Nathhaus** und fuhren am **Nachmittag** in den **zoologischen Garten**, wo **Papa** und **Mama** das **Elephanten-** und das **Antilopenhaus**, mir aber die **Affen** am besten gefallen haben.

**Schloß** und **Zeughaus** wurden am **Mittwoch Vormittag** besehen und am **Nachmittag** hörten wir ein sehr schönes **Concert** bei **Kroll**, wo wir **Abends** noch — denke dir nur, Anna — durch eine ganz reizende **Illumination** überrascht wurden.

Am **Donnerstag Vormittag** fuhren wir nach **Potsdam** und kamen erst **Abends** spät zurück. **Potsdam** ist reizend, herrlich. O Anna! Diese **Schlösser**, diese **Parks**, diese **Fontainen**, diese **Anlagen**! **Papa** sagt, man könnte mit **Recht** behaupten, die größte **Schönheit** von **Berlin** ist **Potsdam**.

Jetzt komme ich zum **Freitag**. Am **Vormittag** waren wir zuerst in der **National-Gallerie** und dann, dann, Anna, höre, staune und freue Dich mit mir, dann habe ich den **Kaiser** gesehen, und er hat auch mich gesehen. Er stand an seinem **Edfenster** und sah nach den **Soldaten**, welche eben vorbei marschirten, und da ich dem **Edfenster**

gerade gegenüber stand, so muß er auch mich gesehen haben. Gleich darauf trafen wir auch den **Kronprinzen**, und als wir ihn grüßten, da hat er auch mich gegrüßt. **Mama** sagt, ich sei ganz roth vor Freude geworden, und ich kann wohl sagen, **Anna**, daß dieser **Freitag Vormittag** der schönste Tag meines Lebens ist. **Abends** hatten **Papa** und **Mama** auf meine Bitten sich entschlossen mit mir in den **Circus Salomonski** zu gehen, und wir haben uns dort alle ganz prächtig amüßirt. Eins war immer schöner als das Andere. Schulpferde, Löwen, Elephanten, **Anna**, denke, ein Fischmensch, ein künstlicher Affe und die **Clowns**. Ganz besonders die **Clowns** mit ihren Kunststücken und komischen Einfällen, so drollig, daß man gar nicht aus dem Lachen heraus kam.

Am **Sonnabend Vormittag** gingen wir zuerst durch die **Passage** und bewunderten noch einmal ihre reichen Läden und Schaufenster. Dann traten wir in das **Wachsfigurencabinet**, wo viele berühmte und berühmte Männer der Vergangenheit und der Gegenwart, auch viele Künstlerinnen und selbst Verbrecherinnen zu sehen sind.

Darauf machten **Papa** und **Mama** ihre Einkäufe, und **Abends** fuhren wir, nachdem wir keinen einzigen Bauernfänger gesehen hatten, sehr befriedigt von **Berlin** ab, wieder der **Heimath** zu.

Da hast Du, liebe **Anna**, vorläufig einen ganz kurzen Bericht von meiner **Reise nach Berlin**. Ich verspreche Dir aber baldigst eine ganze Reihe von recht ausführlichen Briefen, von jedem **Tage** wenigstens vier Seiten und von dem **Tage**, an welchem der **Kaiser** mich gesehen und der **Kronprinz** mich gegrüßt hat, wenigstens acht.

So nun lebe wohl, meine liebe **Anna**! Sei tausendmal gegrüßt und geküßt von

Deiner noch immer ganz entzückten

Cousine  
**Clara.**"

Damit schloß **Anna** ihren Vortrag und das Einlösen der Pfänder begann. Als es beendet war, sagte **Emilie**: „Ich weiß, was ich thue, wenn ich einmal zur **Spielordnerin** gewählt werde. Ich erzähle einen Traum. Träume kann ich ganz prächtig erzählen und will schon dafür sorgen, daß ihr nicht lange sitzen bleibt, sondern fleißig aufstehen und eure Verbeugung machen müßt.“

„Ich würde,“ sagte **Arthur**, „den Inhalt eines Gedichts erzählen, z. B. den Kampf mit dem Drachen, und würde gewiß für euch alle Rollen genug darin finden.“

„Sollte mir die Ehre zu Theil werden, daß ihr mich zur **Spielordnerin** wähltet,“ sagte **Franziska**, „so würde ich den Inhalt eines Märchens erzählen, **Nothhappchen** oder **Schneewittchen**, ja z. B. **Schneewittchen**! Ich würde also den Titel meines Vortrags **Schneewittchen** nennen und die Rollen so vertheilen:

Die gute Königin, Schneewittchens rechte Mutter	<b>Emilie</b>
Die böse Königin, Schneewittchens Stiefmutter	<b>Auguste</b>
Der König . . . . .	<b>Leopold</b>
Der Jäger . . . . .	<b>Marie</b>
Der erste Zwerg . . . . .	<b>Karl</b>
Der zweite „ . . . . .	<b>Emil</b>
Der dritte „ . . . . .	<b>Paul</b>
Der vierte „ . . . . .	<b>Gustav</b>
Der fünfte „ . . . . .	<b>Heinrich</b>
Der sechste „ . . . . .	<b>Anna</b>
Der siebente „ . . . . .	<b>Elise</b>
Der Spiegel . . . . .	<b>Arthur</b>
Der Kamm . . . . .	<b>Alfred</b>
Der Apfel . . . . .	<b>Johannes</b>

„Ich würde es noch anders machen,“ sagte **Leopold**. „Ihr wißt alle, ich mache es mir gern bequem, und wenn ihr mich zum **Spielordner** wählt, so nehme ich ganz einfach unsere **„Deutsche Jugend“** und lese **Karl's** Erzählung von der **„Landpartie“** vor. Das ist durchaus nicht verboten und hilft mit einem Male über alles Kopfzerbrechen hinweg.“

## Knackmandeln.

Von **Robert Löwike**.

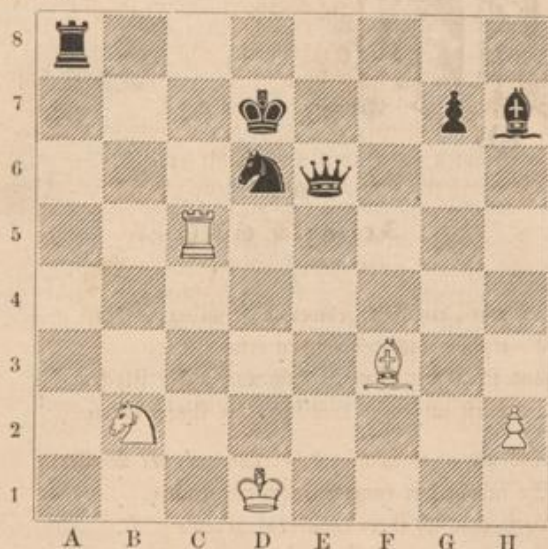
Die beiden folgenden Knackmandeln enthalten zwei **Wesselsprung-Aufgaben**. Da wir annehmen dürfen, daß die meisten unsrer Leser mit solchen Aufgaben nicht vertraut sind, so wollen wir hier eine kurze Erläuterung voranschicken.

Gewiß werden unsre jungen Freunde gehört haben, daß eine **Partie Schach** nicht nur von zwei solchen Spielern gemacht werden kann, welche an demselben Tische sitzen und ein **Schachbrett** vor sich haben, sondern daß die beiden Spieler oft viele Meilen von einander entfernt sind, und daß z. B. ein **Schachclub** in **Tilsit** eine **Partie** mit einem **Schachclub** in **Trier** macht, indem jeder einzelne Zug von **Tilsit** nach **Trier** und umgekehrt brieflich mitgetheilt wird. Zur genauen Orientirung bei solchen **Correspondenz-Partien** und bei **Schach-Aufgaben** aller Art hat man die einzelnen Felder des **Schachbretts** bezeichnet und zwar mit Hilfe der **Buchstaben A, B, C, D, E, F, G, H** und der **Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8**. Denken wir uns ein

**Schachbrett** vor uns liegend und zwar so, daß jeder der beiden Spieler zu seiner Linken ein schwarzes, zu seiner Rechten ein weißes  **Eckfeld** hat; dann heißt das schwarze **Eckfeld** desjenigen Spielers, welcher die weißen Figuren hat, **A1**, das weiße **Eckfeld** desselben Spielers **H1**. Das andere schwarze **Eckfeld** heißt **H8** und das andere weiße **Eckfeld** **A8**. Zwischen **A1** und **H1** liegen die Felder **B1, C1, D1, E1, F1, G1**; ebenso zwischen **A8** und **H8** die Felder **B8, C8, D8, E8, F8, G8**. Von **A1** bis **A8** liegen die Felder **A2, A3, A4, A5, A6, A7**; von **H1** bis **H8** die Felder **H2, H3, H4, H5, H6, H7**; ebenso z. B. von **C1** bis **C8** die Felder **C2, C3, C4, C5, C6, C7**, u. s. w., so daß dadurch jedes Feld des **Schachbretts** bezeichnet ist.

In unsrer Figur steht also der weiße Springer auf **B2**, der weiße Thurm auf **C5**, der weiße Läufer auf **F3**, der weiße König auf **D1**, der weiße Bauer auf **H2**, der schwarze Thurm auf **A8**, der schwarze König auf **D7**, die

schwarze Königin auf E6, der schwarze Springer auf D6, der schwarze Läufer auf H7, und der schwarze Bauer auf G7.



Bei einer Königsprung-Aufgabe im eigentlichen Sinne kommt es darauf an, unter Berücksichtigung der Gangweise des Königs oder Springers, indem man von irgend einem Felde anfängt, allmählig sämtliche Felder des Schachbretts zu berühren. — „Aber wie ist denn die Gangweise des Springers?“ fragen diejenigen unsrer jungen Leser, welche das Schachspiel nicht verstehen. Wir wollen versuchen diese Frage durch eine kurze Erklärung zu beantworten.

Der Springer muß, wenn er einen Zug thun will, immer zwei Schritte machen und zwar den ersten gerade, den zweiten schräge, oder umgekehrt.

In der obigen Figur kann der weiße Springer von B2 mit einem Zuge entweder nach A4 oder nach C4 oder nach D3 gelangen. Der schwarze Springer, welcher auf D6 steht, kann von dort aus 8 verschiedene Züge machen und zwar nach C8, nach E8, nach F7, nach F5, nach E4, nach C4, nach B5, nach B7. Gewöhnlich ist in dem Rahmen eines Königsprunges ein kleines Gedicht, oder eine Stelle aus einem bekannten Dichter, oder auch, wie z. B. in den beiden folgenden Aufgaben, ein Räthsel zu finden.

Mögen sich nun unsre jungen Leser getrost an einen solchen Königsprung wagen, indem sie von der durch den Druck hervorgehobenen Anfangsilbe ausgehen, dann unter Berücksichtigung der Gangweise des Springers die einzelnen

Silben allmählig an einander reihen und so das ganze Räthsel zusammen stellen.

I.

nes	haus	nen	ein	Er	Kie-	ster	Thür
drin-	zer-	se-	mand	ist	nicht	ist	Und
stes	flei-	Der	-aus	sich	lein	nicht	jen-
bricht	her-	schleicht	auch	schloß-	kam	ihm	im
ein	st-	ver-	nie	zu	ihn	jen	ist
mit	sein	-walt	-her	dert	Ehen	en-	feln
Ber-	weiß	man	Zeit	man	dun-	Da	lan-
haus	Ge-	speißt	<b>Ich</b>	balb	ge-	Ort	-gen

II.

ra-	-dre	Bahn	-ter	stets	doch	ei-	ders-
-ne	schlich-	sten	bin	Be-	Wan-	be-	ih-
wan-	zu	so	sen-	im-	Kennt	mann	-se
ein	mei-	Und	-fert	Tag	haus	mich	-reit
bin	Ich	Wie-	Tag	-grund	mer-	mich	Bieh'
lich	bin	Und	aus	zu	ein	Zu	sehn
Stund'	im	fried-	-ner	je-	-ter	stille	zu
<b>Ich</b>	Zeit	der	und	und	lei-	zu	stef-

Anflösung der Knackmandeln Seite 159.

I.

Man legt z. B. das siebente Zwanzigpfennigstück auf das vierte, das zehnte auf das sechste, das zwölfte auf das dritte, das neunte auf das erste, das elfte auf das zweite und das achte auf das fünfte.

II.

Der Geburtstag ist der 23. April.

III.

Solche Zahlen sind z. B.:  
70  $\frac{3}{4}$   
59  $\frac{9}{2}$

IV.

Die Wittwe des Arbeiters hatte 152 Mark 20 Pfennige zu beanspruchen.



Von

**Robert Löwike.**

1.

Mit e wächst es auf sonn'gem Hügel,  
Mit a hat's Schnabel, Schwanz und Flügel.

2.

Mit i eine Stadt in Oesterreich,  
Mit e an Blumen und Liedern reich.

3.

Mit n zeigt's einen Fluß dir an,  
Mit d für Mädchen man brauchen kann.

4.

Mit A klinge's lieblich, schön und zart,  
Mit U klinge's launisch, rauh und hart.

5.

Mit t liegt's an der Schelde Strand,  
Mit f im schönen Schweizerland.

6.

Mit an als König der Juden bekannt,  
Mit ei dem Strid und dem Tau verwandt.

7.

Mit i hat's Stamm und Kron' und Ast,  
Mit a hat's Steuer, Bord und Mast.

8.

Mit a ist es als Dieb bekannt,  
Mit ü wächst es im Ackerland.

Von

**Friedrich Güll.**

1.

Ich lehr', ein Fest, jedweden Frühling wieder,  
Es grüßen mich der Lerchen erste Lieder;  
Und streut der Himmel auch noch weiße Flocken,  
Du hörst im Busch doch schon die Amsel locken.

Und stürmt es auch, als herrsche noch der Winter,  
So jubeln mir entgegen doch die Kinder,  
Weil hold ich ihrer immerdar gedente  
Und ihnen ohne f Erwünschtes schente.

2.

Gleichviel, ob ne, ob er am Ende,  
Ich berge so wie so die Spende  
Des Herbstes in den weiten Räumen.  
Bin ich umschattet nicht von Bäumen,  
Gefellt sich doch zu mir oft der Hollunder  
Und hegt mit mir ein Spazenvölklein munter.

3.

Mit T—h und mit t bin ich  
Ein zierliches Geschirr;  
Denkst du sonach zweitheilig mich,  
So tappst du schwerlich irr.  
Mit S—c—h—n und mit m ist Land und Busch und  
Baum  
Den ganzen Winter durch bedeckt als wie mit Schaum  
und Flaum.

### Anflösung der Räthsel Seite 158.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Kohlkopf, Hohlkopf.      2. Der Kartoffelbrei.

Räthsel von **Otto Sutermeister.**

1. Der Rohrzucker.      2. Die Musikanten.      3. Der Holzschläger den Baum.



## In tausend Aengsten.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Lumpfel, psui! Was kommt dir bei?  
 Reiß' mir nicht das Kleid entzwei!  
 Laß mich doch durch's Pförtchen!  
 Kennst nicht Müllers Dörchen?  
 Reiß' doch nicht! Ach, sei so gut!  
 Weißt du nicht, dann kommt ja Blut!  
 Lumpfel, laß mich los! Ich bitt'  
 Bring' dir auch was Gutes mit!

Ach, nun schnappt er gar nach mir!  
 O du böses, garst'ges Thier!  
 Wart', ich werd's der Tante sagen!  
 Wart', der Dofel wird dich schlagen!  
 Ach, am Ende ist er gar  
 Toll, wie Försters Caro war!  
 Tante! Tante! O die Noth:  
 Lumpf ist toll und beißt mich todt!

## Wenn der Staarmatz wieder heim kommt.

Von

Victor Blüthgen.

Initial von Fedor Hlinzer.



Wenn der Staarmatz wieder heim kommt und der Frost nicht mehr kräut,  
 Ach was sind da die Kinder für glückliche Leut!  
 Denn da schwirret's bald und da fliegt's bald in Lüften zuhaus,  
 Und da thun bald alle Bäumlein ihre Aengelschen auf.

Better Staarmatz, Better Jakob, was bringst du uns mit?  
 „Ein Bissel Hätt' ich, ein Bissel Könn' ich, ein Bissel Garnichts — ich bitt!  
 Keine Taschen im Rocke, kein Känzelschen mein —  
 Wo thät' ich in der Fremde für euch was hinein?“

Better Staarmatz, Better Jakob, dein Häusel ist leer:  
 Unser Sperling wollt' miethen, 's gestiel ihm so sehr.  
 Was willst du uns zahlen, vermieth' ich dir das?  
 „Ei da sing' ich, ei da spring' ich, ei da pfeif' ich euch was!“

Better Staarmatz, Better Jakob, wo hast du deine Fran?  
 „Wenn die Stube wird blank sein, dann kommt sie zum Bau,  
 Und da giebt's art'ge Kinder: nicht eins wird gewiegt,  
 Denn ein richtiger Staarmatz ist allezeit vergnügt.“